

Erscheint täglich außer Sonntagen.
Zugleich Abendausgabe des „Vorwärts“. Bezugspreis
beide Ausgaben 85 Pf. pro Woche, 3,60 M. pro Monat.
Redaktion und Expedition: Berlin SW 68, Lindenstr. 3

Spätausgabe des „Vorwärts“

Anzeigensatz: Die einseitige Nonpareilzeile
80 Pf., Reklamezeile 5 M. Ermäßigungen nach Tarif.
Postschickung: Vorwärts-Verlag G. m. b. H.,
Berlin Nr. 37536. Fernsprecher: Dönhofs 242 bis 247

Kleinfriede der Nordparteien.

Sowjetdolch und Hafenkreuzrevolver in Berlin.

Ein blutiger Straßenkampf spielte sich in der Sonntag-
nacht in der Görlitzer Straße zwischen Kommunisten und
Hafenkreuzern ab. Zahlreiche Schüsse wurden abgefeuert und
vier Arbeiter, die der kommunistischen Partei angehören,
sanken schwer verletzt zu Boden. Nach allem hat es bisher den
Anschein, als ob es sich um einen regelrecht vorbereiteten Über-
fall der faschistischen Nordbuben auf die kommunistischen Gegner
handelt. Die Schwerverletzten fanden im Bethanien-Krankenhaus
Aufnahme.

In dem Hause Görlitzer Straße 55, in der Nähe des Görlitzer
Bahnhofes, befindet sich ein Schanklokal, in dem hauptsächlich
Kommunisten verkehren. Gegen 1/2 Uhr verließen mehrere kom-
munistische Arbeiter die Gaststätte, um heimzuzukommen. In diesem
Augenblick kam eine Horde von Nationalsozialisten, zum Teil in
Uniform, vorbei. Es gab sogleich eine heftige Auseinandersetzung,
die dann einen schlimmen Ausgang nahm. Die Hafenkreuzer, alle
schwer bewaffnet, zogen plötzlich Pistolen hervor, und er-
öffneten ein wütendes Feuer auf ihre Widersacher. Die Arbeiter
Wolter Kaumann aus der Oppolzer Straße und Schallnast
aus der Dresdener Straße wurden durch Brust-, Rücken- und Kopf-
schüsse schwer verletzt und blutüberströmt zusammen. Als den
Bedrängten aus dem Lokal Geflüchtungsgelegenheit zu Hilfe eilten,
wurden auch sie mit Schüssen empfangen. Hierbei wurden zwei
andere Arbeiter, Ernst Schmel aus der Christianstraße und
Otto Esser aus der Petrisstraße durch Fußschüsse verletzt.

Die Angreifer richteten darauf in Richtung Wiener Straße.
Beim Lieberfallkommando nahmen ihre Verfolgung auf und
es gelang ihnen, vier der mutmaßlichen Täter in einem Lokal in
der Wiener Straße zu ermitteln und festzunehmen. Sie gehören
sämtlich der Nationalsozialistischen Partei an. Die Festgenommenen
wurden ins Präsidium gebracht und dort heute vormittag einem
eingehenden Verhör unterzogen. Sie spielen selbstverständlich die
Harmlosen und bestreiten, an der Schießerei teilgenommen zu haben.
Man schenkt ihren Angaben aber wenig Glauben, zumal zwei von
ihnen von einem Zeugen mit Sicherheit als Revolverversteher er-
kannt worden sind. Nach dem bisherigen Stande der Untersuchung
scheint es bereits erwiesen, daß die Hafenkreuzer die Angreifer
gewesen sind. Sehr interessant war die Feststellung, daß einer der
mutmaßlichen Täter noch bis zum Januar des Jahres dem in-
zwischen verbotenen Rostromkämpferbund angehört hat.

Die politische Polizei hat die Ermittlungen nach den übrigen
Tätern, es soll sich noch um etwa 10 bis 12 Personen handeln, auf-
genommen. Im Laufe des Tages hofft man auch einen Teil der
Verletzten vernehmen zu können.

In einem anderen Falle wurde in Tempelhoof ein National-
sozialist von Kommunisten niedergestochen. Vor der Hause Fried-
rich-Karl-Straße 17 fielen der 23jährige Karl Pabst und
ein gewisser Alfred Bartholz, die beide der SPD angehören,
in der Sonnabendnacht über den 21jährigen Nationalsozialisten
Bartell aus der Schwanenstraße in Mariendorf her und verletzten
ihn durch einen Messerstich in den Hals schwer. B. wurde ins
Josephskrankenhaus gebracht. Die beiden Täter wurden in Gewahr-
sam genommen.

Der Schauplatz einer weiteren Schlägerei zwischen Kommunisten
und Rechtsradikalen war eine Gastwirtschaft in der Lauragener
Straße. Hierbei wurde der 17jährige Arbeiter Kiemer aus
der Osnohröder Straße durch einen Streikschuß am Bein verletzt.
Mehrere andere an der Schlägerei Beteiligte erlitten Kopfverletzungen.
Der Angefallene mußte ins Westend-Krankenhaus gebracht werden.
19 Personen wurden ins Polizeipräsidium gebracht, davon konnten
bisher 17 nach ihrer Vernehmung wieder entlassen werden.

Politische Mörder verhaftet. Angehörige der Kommunistischen Jugend.

Halle, 30. Dezember.

Wegen Ermordung des Handlungsgehilfen Otto Kuffner,
der, wie mitgeteilt, auf offener Straße durch mehrere Messerstiche
schwer verletzt wurde und im Krankenhaus verstorben ist, hat die
Reinheitspolizei eine Anzahl Verhaftungen vorgenommen.
Unter den Verhafteten befinden sich auch einige junge Leute, die
bereits eingestanden haben, Kuffner überfallen und niedergeschlagen
zu haben. Es handelt sich um Angehörige der kommunistischen
und antifaschistischen Jugend.

Ein Sonntag der Stürme.

Verheerungen überall. — Schiffe in Not.

Der geistige Sonntag, der letzte im alten Jahr, hat
für den europäischen Kontinent, Deutschland, So-
land, Belgien, Frankreich, teilweise auch für
England, schwere Stürme gebracht, die sich an einigen
Stellen katastrophal auswirkten.

Kircheneinsturz in Dortmund.

Dortmund, 30. Dezember.

In Dortmund hat ein orkanartiger Sturm, der am Sonntag
über Westfalen hinwegbrauste, schweren Schaden angerichtet.
Gegen Mittag stürzte die im Bau begriffene Kirche der Petri-
Nikolaigemeinde infolge des Sturmes ein. Der Kircheneubau,
der aus Eisenbeton ausgeführt wird, war bereits bis zur Höhe
von 30 Meter gediehen. Man hatte gerade damit begonnen, die
Holzverschalungen der seitlichen Tragpfeiler und die Decken-
verstrebrungen mit Beton auszugießen, so daß das in zweimanntiger
Arbeit hergestellte Werk ein Opfer des Sturmes wurde. Der Roh-
bau des Kirchenschiffes mit dem Chor ist wie ein Kartenhaus
zusammengestürzt und bildet einen wüsten Trümmerhaufen. Nur
die Rohkonstruktion der Taufkapelle und der Sakristei blieben un-
versehrt. Der Schaden wird auf 50 000 bis 60 000 Mark geschätzt.
Menschenleben sind nicht zu beklagen, da die Arbeit am Sonntag
ruhte.

Münster, 30. Dezember.

Der in der Sonabendnacht einsetzende orkanartige Sturm,
der den ganzen Sonntag über anhielt, hat in Münster und Um-
gebung schwere Verheerungen angerichtet. In Münster
selbst wurde u. a. der etwa 20 Meter hohe Schornstein einer Ge-
treidemühle umgelegt. Auch ein großer Neubau, der im Eisen-
gerüst bereits stand, wurde vom Sturm vollständig umgedreht.
Die an der einen Seite des Baus bereits fertige Mauer wurde
völlig niedergelegt. Personen wurden nicht verletzt.

Orkan über Belgien.

Brüssel, 30. Dezember.

In ganz Belgien wütete am Sonntag ein gewaltiger Sturm,
wie man ihn seit langer Zeit nicht erlebt hat. Aus allen Teilen des
Landes werden schwere Sturmschäden gemeldet. Das Dach der
St. Gudula-Kirche ist zum größten Teil abgedeckt worden. Im
Walde von Soignes bei Brüssel hat der Sturm zahlreiche alte
Bäume entwurzelt. An vielen Stellen sind die Telegraphenstangen

auf die Seite gestürzt und machen jeden Verkehr unmöglich. Das
schwere Steinkreuz auf der Kirche St. Henri in Brüssel
ist herabgestürzt. Eines der Türmchen der Kirche in Gosselies
bei Charleroi wurde vom Sturm glatt abgerissen. In Mouscron
wurde ein Arbeiter von einem Klavier erdrückt, das
er auf einen Rollwagen geladen hatte, den der Sturm umstürzte.
Überallher wird gemeldet, daß Personen durch herabstürzende
Schornsteine und Dachziegel verletzt wurden. Die Feuerwehr ist
dauernd unterwegs, um die Straßen freizumachen. In den Häfen
von Antwerpen und Ostende wurden viele Schiffe beschädigt.
Erst gegen Abend legte sich der Sturm.

Ein Kran stürzt auf Schlepper.

Paris, 30. Dezember.

Das schwere Unwetter, das während des Sonntags an der fran-
zösischen Küste wütete, hat in Le-Havre einen schweren Unfall
zur Folge gehabt. Der furchtbare Sturm stürzte einen im Hafen
stehenden Kran um, der auf einen Schleppdampfer
fiel. Der Schleppdampfer sank sofort und drei Men-
schen mit sich in die Tiefe. An der Küste mußte jeder
Schiffsverkehr eingestellt werden und alle Fernspreichleitungen
sind aus.

Das furchtbare Unwetter, das in der Nacht zum Sonntag über
Nordfrankreich eingebrochen war und in den Mittagsstunden des
Sonntags bedeutend nachgelassen hatte, nahm am Nachmittag wieder
an Stärke zu. Aus den verschiedensten Teilen des Landes wird in
schweren Sturmschäden gemeldet. In der Gegend von Lille wurde
der Zugverkehr durch den herrschenden Sturm stark behindert. In
Lille selbst hat das Unwetter zwei Menschenleben gefordert. Drei
Personen, die sich zur Messe begeben wollten, wurden von einem
umstürzenden 15 Meter hohen Baum so unglücklich getroffen, daß
zwei Personen sofort tot waren, während die dritte mit schweren
Verletzungen in das Krankenhaus eingeliefert wurde. In An-
Calais wurde durch den Sturm ein Eisenbahnwagen
umgestürzt, wobei vier Reisende verletzt wurden. Das Dach
des Wagens wurde 40 Meter weit fortgetragen. In Saint Omer
stürzte kurz vor Beginn der Hauptmesse der Glockenturm der
Kirche zusammen. Aus Orient wird gemeldet, daß der eng-
lische Segler „Pouze“ mit 12 Mann an Bord mit zertrümmert in
Rost auf dem Meere treibe und dringende Ratrue ausgehandelt
habe. Nach einem Telegramm aus Marseille befindet sich der bel-
gische Dampfer „Moroc“ in der Nähe von Tunis in Seenot.

Folgenschwerer Hauseinsturz.

London, 30. Dezember.

Nord- und Mittel-England sowie das Kanalgebiet sind am
Sonntag erneut von heftigen Stürmen, begleitet von starken Regen-
fällen, heimgesucht worden. In Manchester stürzte ein Haus ein,
wobei zwei Personen getötet und vier Personen leicht verletzt wur-
den. Der Sturm hat ein ganzes Dach abgedeckt, das mit
großer Wucht auf das Haus, insbesondere die Vorderfront, zu-
rückfiel. Durch die starken Regengüsse ist die Themse erneut stark im
Stellen begriffen. Der Schiffsverkehr im Kanal weist große Ver-
spätungen auf. Der Flugverkehr nach Paris mußte eingestellt
werden.

Heimwehr-Pabst.

Er hat sieben Jahre widerrechtlich Pension bezogen.

Zur Angelegenheit der Pensionszahlung an den Heimwehr-
führer Pabst erfahren wir, daß das deutsche Konsulat in
Triest bereits vor einigen Jahren an die Bundesregierung
von Tirat die amtliche Anfrage gerichtet hat, ob Herr Pabst
deutsch-österreichischer Staatsbürger geworden sei.
Die Tiroler Landesregierung hat darauf geantwortet, Pabst sei nicht
Bürger der Republik Oesterreich.

Zu dieser unrichtigen Auskunft der Tiroler Landesregie-
rung sei bemerkt, daß die Landesregierung unter Christlichsozialer
Leitung steht und daß der Bundespräsident Dr. Stumpf bei
jeder Gelegenheit seiner Begeisterung für die Heimwehr Ausdruck
gibt, die überdies von der Bundesregierung geradezu als eine
Bundeseinrichtung betrachtet und behandelt wird.

Der zu Haus Gelassene



„Jetzt muß ich hier wieder auspacken und ich wollte
doch erst im Haag — auspacken!“

Das Obuch-Dokument.

Echtheit bestritten. — Aber was ist Praxis?

Der demokratische „Hamburger Anzeiger“ hat ein Dokument wiedergegeben, in dem das Organisationsbureau des Zentralkomitees der KPD, gez. Obuch, zu erhöhter Aktivität aufruft. Die „rote Fahne“ bezeichnet dieses Dokument als eine Fälschung. Das würde natürlich an sich noch gar nichts beweisen; jedoch fallen in dem Dokument einige Ausdrücke auf, die selbst für einen kommunistischen Stilisten ungewöhnlich bißförmig sind. Wenn es z. B. heißt, die Erregung der Arbeitslosen sei „künstlich zu steigern“ oder „Polizei und Militär seien zu „demoralisieren“, so klopft man und fragt sich, ob der kommunistische Rechtsanwalt Obuch wirklich in so plumper Weise dem Staatsanwalt Material geliefert haben kann. Obuch selbst erklärt, daß er niemals ein derartiges Schriftstück unterzeichnet habe.

Wag man also die Echtheit des in Hamburg veröffentlichten Dokuments dahingestellt lassen, so kann auf der anderen Seite gar nicht bestritten werden, daß die KPD, tagtäglich in seinem Sinne handelt. Was sie mit den Arbeitslosen treibt, ist so arg, daß es schon den offenen Protest der Rechtskommunisten herausfordert. So wendet sich das „Frankfurter Volksrecht“ in einer Besprechung der Frankfurter Arbeiterkammer zunächst gegen die Polizei, um dann jedoch fortzuführen:

„Wie verurteilen mit gleicher Schärfe, wenn die Frankfurter KPD-Führung in eifrigem Selbstbetrug die Sache der Arbeiterschaft durch unsinniges und unpösisches Geschimpfe zu einer Angelegenheit einiger Rowdys macht. Wo waren Kora, jachliche Porolen? Mit Grammophonplatten-Schwüren: „Wer macht uns frei? — Die kommunistische Partei!“ ist's nicht getan.“

Daß der Apparat der Thälmann-Partei nur die „Stimme der Straße“ als Nachfaktoren proklamiert, ist der Beweis einer bedenklichen Ohnmacht; denn schon, wenn der Herr Polizeipräsident seinen Leutnants die nötige Herrschaft über die Straße anvertraut, muß es klar werden, wer trotz allen revolutionären Geschreis die Macht hat! Der Ausnahmezustand in Frankfurt zeigt den augenblicklichen Herrn der Lage!

Die „Macht“ der radikalen Phrasen ist leerer Schall, und je hysterischer solche politischen Karren schreien, um so sicherer funktioniert die Polizeimachine.“

So die rechtskommunistische Zeitschrift!

Den Kommunisten genügt es aber nicht, die Arbeitslosen in völlig sinnlose Zusammenstöße mit der Polizei zu treiben. Auf dem Kreuzer „Emden“ ist es zu geringfügigen Insubordinationen gekommen, die mit fünf Wochen Arrest geahndet wurden. Das ist nun der „rote Tag“ zu wenig. Sie schreien:

Den revolutionären Arbeitern seien die Unruhen auf der „Emden“ ein Mahnruf zur Beherzigung der Befehle des VI. Weltkongresses der Komintern zu viel stärkerer antimilitaristischer Arbeit als bisher. Blick nach Frankreich, wo die kommunistische Partei enge Verbindung mit zahlreichen Regimentskern der Armee und fast allen Kriegsschiffen hat, wo erst dieser Tage wieder auf dem Großkreuzer „Baldeu-Rouveau“ ein regelrechter Aufstand ausbrach, den die französische Admiralität nur mit Hilfe amerikanischer Schlagschiffe niederwerfen konnte und mit der standrechtlichen Tötung zweier Matrosen beantwortete!

Wenn Worte noch einen Sinn haben, wünscht das kommunistische Zentralorgan es auch in Deutschland so weit zu bringen, daß ein paar Matrosen gehängt oder erschossen werden.

Die Rechtspresse benützt das Obuch-Dokument zu einer Heiße gegen die Sozialdemokratie. „Inner dem Einfluß des Reichsinnenministers und des preussischen Innenministers“, schreibt H. Gerbergs „Montag“, „ist monoton gegenüber der kommunistischen Partei die größte Rücksicht gezeigt worden.“ Und die „Kreuz-Zeitung“ pflichtet heilig bei:

„Die Staatsgewalt, verkörpert im Reiche durch den sozialistischen Innenminister Severing, im größten Bundesstaat Preußen durch den ebenfalls sozialistischen Innenminister Grzesinski, hat sich allen Stürmgezeiten gegenüber bisher blind und taub gestellt. Was will schon das Verbot des Reichsbundes groß belegen, wenn seine Durchführung so leicht gehandhabt wird, wie z. B. im roten Preußen. Die gelegentliche „Sittierung“ von ein paar uniformierten Aufständigen oder hier und da eine Polizeitruppe mit meist blamablem Ausgang, darüber hinaus hat die Staatsgewalt nicht gewagt, ihrem Willen Geltung zu verschaffen. Man hat guten Grund, an diesem Willen überhaupt zu zweifeln.“

Die Herrschalen von rechts täten gut, auf ihre Freunde um Hilfe zu achten, die sich an Vorkämpferlichkeit von den Kommunisten nicht übertreffen lassen. Die sozialdemokratischen Minister werden im Kampf gegen das verabschiedete Wahngesetz bei der Exzesse ihre Pflicht tun, sie können dabei der Zustimmung aller vernünftigen Arbeiter sicher sein.

Die rote Fahne aus Lit.

Die „Revolte“ auf Kreuzer Emden.

Die „rote Fahne“ hat in ihrer Sonntagnummer eine Senzation, nämlich eine Reuters: aus dem deutschen Kriegsschiff „Emden“ behauptet. Dazu teilt das Reichswehrministerium mit, es sei durchaus unrichtig, daß Matrosen dieses Schiffes die sofortige Rückfahrt nach Deutschland zum Weihnachtstfest verlangt und sich gegen die Richtervollziehung dieser Forderung empört hätten. Wahr sei lediglich, daß einige Matrosen, zum Teil in angetrunkenem Zustand, Soldatenlieder gesungen und schließlich auch die Internationale angestimmt hätten; zwei dieser Matrosen hätten aus Lit ein rates Taschentuch an einen der Masten, jedoch nicht am Flaggenmast, befestigt. Obgleich das Schiffskommando und auch die Beteiligten selbst die Sache keineswegs ernst genommen, ist ein Kriegsgericht eingesetzt worden, das jedoch gleichfalls die Angelegenheit sehr milde und vor allem nicht als eine Gehoramsverweigerung angesehen hätte. Einer der Matrosen wurde freigesprochen, zwei andere zu je fünf Wochen verschärften Arrest verurteilt.

Auto in den Rhein gestürzt.

Zwei Personen getötet.

Emmerich, 30. Dezember.

Ju der Nacht zum Sonntag wurde ein mit fünf Personen besetztes Kleinsauto in voller Fahrt am Holentopf die steile Böschung hinunter, prallte dort gegen eine Mauer und stürzte in den Rhein, allerdings an einer leichten Stelle, so daß das Auto noch aus dem Wasser herausragte. Der Zollbeamte Krudt und ein Fräulein Baumann konnten nur als Leichen geborgen werden, während zwei weitere Insassen mit lebensgefährlichen Verletzungen ins Krankenhaus geschafft wurden.

Arbeitererschaft und Verwaltung.

Erfahrungen in Sowjetrußland.

Moskau, im Dezember 1929. (DE.)

Das Problem des Nachwuchses gehört zu den akutesten Fragen der Sowjetpolitik. Besonders akut ist dieses Problem auf dem Gebiete des Verwaltungsapparates des Sowjetstaates. Die Bedeutung des Nachwuchsproblems in Rußland ist um so größer, als der Staats- und Parteiapparat eine ungeheure Ausdehnung besitzt und die Mannigfaltigkeit und Größe der staatlichen Aufgaben in ständigem Wachstums begriffen sind. Nach 12 Jahren Sowjetregime ist der Behördenapparat in Rußland trotz aller „Säuberungen“ noch immer sehr stark mit bürgerlichen Elementen durchsetzt. Vieles mußte sogar bei einer „Säuberung“ ausgewetzte Beamte bis auf weiteres auf ihren Posten belassen werden, weil es an geeigneten Ersatzkräften proletarischer Herkunft fehlt. Die in der Sowjetpresse angeführten Beispiele zeigen, daß Partei und Regierung bei der „Proletarisierung des Verwaltungsapparates“, die heute die Lösung des Tages ist, die Leute nehmen, wo sie sie finden.

Vor kurzem ist der frühere Chauffeur des Finanzkommissars zum „wissenschaftlichen Mitarbeiter der Abteilung für Finanzpolitik“ des Finanzkommissariats der Sowjetunion ernannt worden und „knabbert“, wie die Sowjetpresse sich ausdrückt, eifrig am Finanzplan der Sowjetindustrie herum. Ein ungelernter Arbeiter ist über Nacht zum Chefinspektor der Budgetverwaltung geworden, ein früherer Straßenbahnführer bekleidet jetzt einen verantwortlichen Posten in der Steuerabteilung.

Die „Proletarisierung des Verwaltungsapparates“ wird in Sowjetrußland gegenwärtig in forciertem Tempo durchgeführt. Zunächst kommen die Kommunalverwaltungen an die Reihe, vor allem die Moskauer Kommunalverwaltung. Zur Zeit arbeiten bereits 510 aus der Arbeiterschaft angelernte Beamte in den Moskauer Kommunalbehörden. Im Jahre 1930 sollen weitere 561 Arbeiter zu Kommunalbeamten ernannt werden, darunter 74 in der Moskauer Stadtbank, 93 in der städtischen Verkehrsgesellschaft usw. Die meisten dieser Arbeiter haben eine 10- bis 25jährige Dienstzeit in den Industriebetrieben hinter sich. Der Verwaltungsapparat der Sowjetunion soll im Laufe der nächsten vier bis fünf Monate rund 15 000 Arbeiter als Beamte aufnehmen, darunter vor allem Metallarbeiter, Legilarbeiter und Eisenbahner. Die Auswahl erfolgt durch die örtlichen Gewerkschaftsverbände, die engtägige Entscheidung auf Grund der vorgelegten Liste durch den Zentralrat der Sowjetgewerkschaften. Da ein Teil der für Beamtenstellen vorgesehenen Arbeiter Gewerkschaftsfunktionäre sind, so müssen die Reihen der Gewerkschaftsfunktionäre durch Arbeiter aus den Betrieben ergänzt werden. Für die „Aufgerückten“, wie das russische Schlagwort für Arbeiter lautet, die zu Beamten befördert werden, werden zahlreiche Lehr-

kurse eingerichtet, in denen sie sich für ihre weitere Tätigkeit ausbilden sollen.

Rund gestaltet sich die Tätigkeit dieser „Aufgerückten“ vielfach zu einem wahren Martyrium. Bei dem überaus niedrigen Bildungsstand der russischen Arbeiterschaft gelingt es nur schwer, durch zeitlich eng begrenzte Lehrgänge für die Verwaltungsarbeit geeignete Kräfte zu gewinnen. Die zu Beamtenstellen eingerückten Arbeiter fühlen sich daher in der Regel infolge ihrer mangelhaften Vorbereitung so unwohl, daß sie vielfach nach einiger Zeit den Wunsch äußern, ihrer Stellung enthoben zu werden.

Durch die Ernennung von zahlreichen Arbeitern zu Beamten hoffte die Sowjetregierung auch den bürokratischen Schlenker mindestens zu einem Teil zu beenden und einen frischen Zug in die Tätigkeit der Behörden zu bringen. Die Erfolge auf diesem Gebiet sind jedoch sehr gering. Die Stellung der „Aufgerückten“ in den Sowjetbehörden wird, auch abgesehen von ihrer mangelhaften Vorbildung, vielfach dadurch völlig unerträglich, daß die Kollegen und Untergebenen mit allen Mitteln versuchen, ihnen das Leben schwer zu machen und sie herauszugrauen. Bereits in sehr zahlreichen Fällen hat dies dazu geführt, daß der angelernte Arbeiter in eine andere Behörde auf einen weniger exponierten Posten versetzt wurde, wo ihm meistens untergeordnete Arbeiten zugewiesen wurden. Wiederholt hat aber dieser Kampf ein tragisches Ende genommen. Die Sowjetpresse berichtet immer wieder von aus dem Arbeiterstande heroorgegangenen Sowjetbeamten, die aus Verzeihung Selbstmord verübt haben. Dabei beklagt sich die Sowjetpresse darüber, daß die Spitzen der Behörden und die Parteiorganisationen die aufgerückten Arbeiter bei ihrem Kampf gegen den bürokratischen Apparat in keiner Weise unterstützen. Vielfach haben die Parteizellen der einzelnen Sowjetbehörden sogar die mildeste Hege gegen angelernte Arbeiter ruhig mit angesehen, ohne einzugreifen, während in einzelnen Fällen sogar der verfolgte Arbeiter mit Wissen der Parteiorganisation kurzerhand entlassen wurde. Auch die Verdienstmöglichkeiten der aufgerückten Arbeiter werden vielfach stark beschnitten.

Nach Mitteilungen der russischen Gewerkschaftspresse sind die Anführer der Hege gegen die „Aufgerückten“ häufig sogar in den Reihen der Arbeiterschaft selbst zu suchen. „Der Aufgerückte geht einen Seidenweg“, heißt es in einer Zuschrift an das Zentralorgan der Sowjetgewerkschaften „Izvestia“, „niemand hilft ihm, alle trennen sich über seine Mißerfolge.“

Die Sowjetpresse kündigt energische Maßnahmen zur Beseitigung dieser Mißstände an. Es bleibt aber fraglich, ob es angesichts des ungeheuren Bürokratismus im russischen Verwaltungsapparat, ohne einschneidende Maßnahmen, die nach Lage der Dinge nicht immer möglich sind, gelingen wird, hier wirkungsvolle Abhilfe zu schaffen.

Das fünfte Kabinett Bartel.

Der neue Justizminister — früher Verbannter.

Warschau, 30. Dezember.

Wie am Sonntag aus dem Jagdloch Spoj gemeldet wird, hat der polnische Staatspräsident die Ernennung des neuen Kabinetts Bartel bereits amtlich vollzogen. Professor Bartel hatte sich am Sonntag früh mit der fertigen Ministerliste nach Spala begeben, nachdem die Zusammenlegung der Regierung am Sonntagabend die Billigung Marshall Pilsudskis gefunden hatte. Im neuen Kabinett sind

nur vier Ministerposten neu besetzt

worden, während die übrigen in den bisherigen Händen bleiben. An die Stelle des Innenministers General Skladkowski tritt der wolkynische Wojwode Henry Jozewski, an die Stelle des Justizministers Car der Präsident des Warschauer Appellhofes Felix Dultkiewicz, an die Stelle des Landwirtschaftsministers Niezabytowski der bisherige Unterstaatssekretär im Landwirtschaftsministerium Wiktor Besnievski und an die Stelle des Ministers für öffentliche Arbeiten Maraczewski der Lemberger Hochschulprofessor Marzilian Matkiewicz.

Der neue Innenminister Jozewski stammt aus Kiew und war während des Krieges Kommandant der polnischen Militärorganisation Marzian Pilsudskis in der Groß-Ukraine. Im Jahre 1919 gehörte er dem ukrainischen Kabinett des Hetmans Petlura als Vizeminister für polnische Angelegenheiten an. Nach dem Pilsudski-Umsturz war er Kabinettschef des Ministerpräsidenten Bartel und wurde im vorigen Jahre zum Wojwoden ernannt. Der Gerichtspräsident Dultkiewicz ist unter russischer Herrschaft

zweimal wegen Verschwörerlichkeit nach Sibirien verbannt

worden. In dem zum Marshall Pilsudski in schärfster Opposition stehenden Kabinett Grabki war er Unterstaatssekretär des Innern und gilt jetzt als parteilos. Professor Matkiewicz gehört dem Lehrkörper der Lemberger Technischen Hochschule an und ist bisher politisch nicht hervorgetreten. Der zurücktretende Innenminister, General Skladkowski, geht wieder in den aktiven Militärdienst über und erhält einen Posten im Kriegsministerium.

Nationalflagge für Indien.

Indien nimmt an den Verfassungsberatungen nicht teil.

Lahore, 30. Dezember.

Anläßlich der Eröffnung des Indischen Nationalistischen Kongresses erfolgte als symbolischer Eröffnungsschritt die Hisung der sogenannten indischen Nationalflagge durch den Präsidenten des Kongresses Nehru. Etwa 30 000 Inder, darunter auch 5000 Frauen, wohnten der Szene bei, die große Begeisterung auslöste und mit dem Rufe „Es lebe die Revolution“ aufgenommen wurde. Schließlich durchbrachen die Zuschauermassen den Polizeifordon.

Der leitende Ausschuß des Kongresses hat sich in zehnstündigen Beratungen mit dem Antrag Gandhi beschäftigt, in dem bekanntlich das Eintreten für die vollständige Unabhängigkeit Indiens gefordert und die Teilnahme an den geplanten Londoner Beratungen an runden Tisch abgelehnt wird. Die Entscheidung wurde mit 188 gegen 80 Stimmen angenommen, während ein Zusatzantrag des extremen Nationalisten Bose verworfen wurde, der für die sofortige vollständige Aufhebung der Beziehungen zu England, für die Schaffung einer Gegenregierung, für die Organisation des Generalstreiks sowie des Boykotts aller staatlichen und gemeindlichen Körperschaften und Gerichtshöfe eingetreten war. Die Entscheidung des Ausschusses wird nunmehr das Plenum des Kongresses zu beschäftigen haben.

Seegefecht mit Alkoholschmugglern.

Die flüchtende Mannschaft setzt die Alkoholfässer in Brand

New York, 30. Dezember.

Wie aus Newport (Rhode-Island) gemeldet wird, ist es in den dortigen Gewässern zwischen Alkoholschmuggel-schiffen und Küstenwachtschiffen zu einem regelrechten Seegefecht gekommen, bei dem es Tote und Verwundete gab.

Das Küstenwachtschiff Nr. 290 hatte ein Alkoholschmuggelschiff entdeckt, das im Begriffe war, 500 Kisten Alkohol auf ein schnellfahrendes Motorboot umzuladen und an Land bringen zu lassen. Das Wachtschiff eröffnete sofort ein heftiges Maschinengewehrfeuer, durch das drei Mann der Besatzung des Schmuggelschiffes getötet und ein vierter leicht verletzt wurden. Ein weiteres Küstenwachtschiff schickte zwei weitere Schmuggelschiffe ab, deren eines britischer Nationalität ist und etwa 4000 Kisten Alkohol an Bord hatte, die von der flüchtenden Mannschaft jedoch vorher in Brand gesteckt worden waren. Das andere Schmuggelschiff war die amerikanische Schaluppe „Roamer“, die eine Ladung von 300 Kisten nicht mehr an den Mann bringen konnte. Auch der Mannschaft dieses Schiffes gelang es, zu entkommen.

Die Beschlagnahme bzw. Unsichermachung dieser drei wertvollen Ladungen war das Ergebnis eines umfassenden Planes, der den Strom von für die Neujahresfeiern geschmuggeltem Alkohol, wenn nicht zum Verstopfen, so doch zum mindesten eindämmen sollte. Jedes verfügbare Küstenfahrzeug war zur Abwehr aufgeboden worden. Der Wert der beschlagnahmten Alkoholmengen wird auf 2,4 Millionen Mark geschätzt.

Todesfahrt des Tennismeisters.

Mit dem Auto gegen eine Straßenbahn gerast.

Der deutsche Tennissport hat einen schweren Verlust erlitten. Der 28jährige Tennismeister Hans Moldenhauer fand am Sonnabend bei einem Autounfall im Grunewald den Tod.

Ueber den Hergang des schweren Unglücks wird folgendes bekannt. Hans Moldenhauer hatte sich am Sonnabend mit einigen Freunden und Sportsleuten im Klubhaus seines Vereines im Grunewald aufgehalten. Zu später Stunde trat er mit zwei Klubkameraden und einer bekannten Dame in seinem vierstigen Cabriolet die Heimfahrt an. In schneller Fahrt fuhr Moldenhauer, der selbst am Steuer saß, durch die Königsallee. Etwa an der Kreuzung Ballot- und Herberichstraße überholte der Tennismeister in sehr schnellem Tempo ein vor ihm fahrendes Privatauto. Er mußte dabei weit nach links ausblegen und geriet auf den Gleis-lörper der Straßenbahn. In diesem Augenblick kam aus entgegengesetzter Richtung ein Straßenbahnwagen der Linie 176 heran. Sowohl Moldenhauer, wie auch der Führer der Straßenbahn versuchten, die Bremsen zu betätigen. Mit angezogenen Bremsen raste das Auto auf dem schlüpfrigen Fahrdamm buchstäblich in die Straßenbahn hinein. Das Auto wurde völlig zertrümmert.

Moldenhauer wurde so unglücklich im Führersitz eingeklemmt, daß er erst von der alarmierten Feuerwehr befreit werden konnte. Zusammen mit zwei weiteren schwer verletzten Insassen, einem 28jährigen Fräulein Flebhenhaus aus der Klopstockstraße und dem 48jährigen Maler Hans Lau, schaffte man ihn in das Wilhelmsdorfer Krankenhaus in der Achsbachstraße Dort ist Moldenhauer am Sonntag abend, ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben, gestorben. Das Befinden der anderen Verunglückten gibt bisher zu Besorgnissen keinen Anlaß.

In Berowo an der südslowakisch-bulgarischen Grenze wurden zwei Frauen verhaftet, die aus Bulgarien mit dem Auftrag gekommen sein sollen, den Obersteuermann Mikolajew zu ermorden. Die Frauen haben angeblich gestanden, daß sie dazu von den Komunisten beauftragt wurden.

Um Mexikos Del.

Bemerkungen zu B. Travens neuen Roman „Die weiße Rose“.

Umgeben von den ungeheueren mexikanischen Kreaturen der Condor Oil Camp liegt die große Hacienda eines Indianers. Vierzehnhundert Jahre lang war sie Eigentum der Azteken, und der Betrieb hat sich seit der Eroberung des Landes durch Hernando Cortez kaum geändert. Das Tempo der Zeit verjüngte diese Besitzung. Man kennt nicht die moderne Mechanisierung, man kennt nicht die Fortschritte einer industrialisierten Zivilisation, man lernte nicht den kategorischen Imperativ der Gegenwart „to make money“. Der Herr Hazinto Panze lebt mit allen seinen Arbeitern in einem patriarchalischen Verhältnis. Man lebt und stirbt niemand, und das ist genug.

Aber diese Hacienda verfügt über die reichsten Ölquellen des Landes, und da der Generaldirektor der Condor Oil, Mr. Collins, gerade für seine Geliebte eine Villa im Gesamtwert von einer Million Dollars erstanden hat, muß das Defizit im Privatkonto gedeckt werden, und deshalb fällt der Befehl „Die weiße Rose“ an den Petroleumtrust, weil Senor Hazinto nicht gewillig verkaufen will, nicht einmal für eine fantastische Summe, wird er durch willige Ordonas des Mr. Collins beseitigt und gefälschte Rechtsurteile sprechen der Compagnie den Besitz der Hacienda zu. Der Großkapitalismus ist noch nie vor einem Verbrechen zurückgeschreckt. Dies ist, knapp angedeutet, der Inhalt des neuesten Travenschen Romans „Die weiße Rose“, der kürzlich in der Büchergilde „Gutenberg“ erschienen ist.

Ein buntes, phantastisches, spannendes Buch, das dabei in jeder Zeile sachlicher ist als die Reportagen jener europäischen Schriftsteller, die in dem neuen Glauben leben, die sogenannte Sachlichkeit in Erbpacht genommen zu haben. Travens begnügt sich nicht mit der Struktur der Oberfläche, mit der Beschreibung, er leuchtet dahinter, er sucht, die verknüpften Fäden zu entdecken, die das ganze System des Kapitalismus zusammenhalten, er will den inneren Kern der Erscheinungen enthüllen, und weil er von diesem Bestreben beflissen ist, gibt er auch den Segnern recht, indem er sie nur als Kristallisationen einer irrigen Zeit wertet, als Menschen, die ihren Willen nur in enge gezogenen Grenzen entfalten dürfen. Ein Mr. Collins kann nicht anders handeln. Stünde er mit seiner zielstrebigsten Energie, mit seinem starken Verstand auf der anderen Seite, dann könnte er vielleicht einer derjenigen sein, die das kapitalistische System erfolgreich zurückzuführen helfen, aber unter anderen Dingen gebären, wird er zum Instrument in den Händen der göttlichen Luste, ob er will oder nicht. Geld bedeutet eine Verpflichtung, der sich niemand entziehen darf. Mr. Collins hat einige Geliebte, weniger aus erotischem Bedürfnis, sondern weil die Welt es von ihm verlangt, und je schöner, je geliebter und anspruchsvoller diese aussehende Frau ist, desto höher steigt das eigene Ansehen. Die Männlein, die über Krieg und Frieden, über Tod und Leben der Menschheit entscheiden, sind eben im Grunde ihres Herzens unwillende Kinder, die durch jeden Schein gebendel werden.

Und dieser seltsame Bruch wird noch unterstrichen durch den

Kontrast von Beruf und Privatleben. Die Beherrscher der Wallstreet, die am Karrenrad einer Frau tanzen, sind imstande, durch eine Transaktion, die in keiner Beziehung mit dem Gesehen zusammenhängt, die Preise für die notwendigen Existenzmittel um das Zehnfache in die Höhe zu treiben und das Proletariat in das größte Elend zu stürzen. In diesem Bruch liegt gleichzeitig ein groteskes Moment, das aber ins Tragische hineinragt. Es sind primitive Wesen, trotz aller äußerlicher Kompliziertheit, die vielleicht gerade aus ihrer Primitivität den Mut zur absoluten Rücksichtslosigkeit schöpfen. Um folgendes geht es: Die Gesellschaft ist verrückt und reißt zum Fall. Wo jedoch sind die Kräfte, die eine bessere Zeit herbeiführen können?

Travens findet sie hier wie auch in seinen anderen Werken in der Unverbräuchtheit des Indios, der heute noch dahindämmert und sich im Zustand des Erwachens befindet. Er ist der kommende Heiland. Seine Reinheit, eine Arbeitsfreudigkeit und sein ihm von der Natur mitgegebenes soziales Empfinden werden einmal die Welt erlösen, werden den Drachen des Kapitalismus erschlagen. Mag sein! Alles, was sich auf die Zukunft bezieht, bleibt Utopie. Aber Travens vergißt eins, den ethischen Willen des weißen Proletariats, er übersieht, daß hier außerordentlich wirksame Kräfte am Werk sind. Hinter einer rein sachlich arbeitenden Gestaltungsart verbirgt sich bei Travens der Egoismus, der Romantiker Rousseauscher Prägung, der Kulturmenschen, der sich nach der Reinheit der Natur sehnt. Die Frage ist nur die, ob diese Reinheit überhaupt auf der Welt zu finden ist.

Dem kapitalistischen Betrieb kontrastiert Travens die Naturverbundenheit des Indianers, der instinktiv dahinsieht und dem Geld und Del gleichgültige Dinge bleiben. Die Liebe zur Scholle, zur Heimat ist das Grundmotiv dieses Romans. Der weiße Mensch muß zu allen möglichen Martortika greifen, muß sich an dem Raub, der Macht und des Geldes begeistern, weil er nicht mehr weiß, wozu er gehört und weil er deshalb seine innere Leere überdecken will. Schon im „Land des Frühlings“ und im „Schah in der Sierra Madre“ war dieses Thema angeprochen worden. Hier erscheint es voll instrumentiert. Wenn auch Mr. Collins siegt, einmal wird er und die Seinen unterliegen, da Kultur stärker ist als Zivilisation. Mexikos Del wird zum Symbol der Korruption, der Entartung und des Verfalls, und die Hacienda des Hazinto vertritt die Idee des Natürlichen, das noch nicht vom Gedanken beherrscht ist und deshalb jenseits von Gut und Böse steht. Travens wagt jedoch immer mehr zu einem Dichter, der die Ideen sieht, die sich in der Welt bekämpfen, wobei zu bemerken ist, daß er sie manchmal aus sonderbarer Perspektive erblickt. Das einzelne Individuum ist nichts weiter als deren Ausdruck, ein winziges, bedeutungsloses Atom, auch wenn es sich einbildet, die Welt zu beherrschen, und so wird „Die weiße Rose“ zu einem Saitenspiel auf den Kapitalismus, auf die selbstherrliche Persönlichkeit, denn nur in der Gemeinschaft lebt die Erfüllung.

F. Sch.

wird alles hören, aber es wird eine Sache für alle, für die Gesamtheit der Rundzuhörer sein; also für das ganze deutsche Volk (und, bald vielleicht, auch für das ganze „Ausland“, soweit es am deutschen Leben teilnimmt).

Man soll nicht einwenden, daß ein Unternehmen von so weiter geistlicher Ausdehnung in der Tat nicht mehr als ein Ganzes hätte erfasst werden. Auch der „moderne“ Mensch, auch der von seinem „amerikanischen“ Lebensstempel geprägte Großstädter bewahrt, so wollen wir hoffen, die Fähigkeit, Großes in großem Zusammenhang zu erleben. Denn berührt endlich nicht alles, was mir „Bildung“, „Kultur“ nennen, auf dieser wunderbar scheinenden Fähigkeit, zum einheitlichen Erlebnis wachsen zu lassen, zu einem unveränderbaren Ganzen zu verarbeiten, was sich stückweise, in Teilerdrücken, in unzähligen Einzelerlebnissen vollzieht? Doch freilich, wer würde überhaupt „von Anfang an“ dabei gewesen sein? Beginnend am Tage der ersten Symphonie: wer von den Hörern, der auch bei der letzten dabei sein wird? Wir wissen nicht, wer wird in fünf Jahren Rundzuhörer sein, der's heute ist. Aber schon nach ein paar Jahren würde ja, als Ganzes betrachtet, dieses Werk, von dem wir reden, dieses unablässig sich erneuernde Meisterwerk deutscher Musikergangbarkeit, für viele ein Ganzes ohne Anfang geworden sein; und also, für den Rundfunk ein wahrhaft zeitloses Unternehmen, ein Beginnen ohne Ende. Es wäre Programm für immer; eine Tradition würde geschaffen, vorbestimmend für unabsehbare Zeiten.

Der Rundfunk wird es nicht schaffen können? Aber gemiß: wöchentlich drei Stunden Musik vorzubereiten, das wird doch nicht zuviel Arbeit geben. Man sollte einmal, verfuhrungsweise, einen Anfang machen: zum Beispiel mit den 118 Symphonien von Haydn — oder, seien wir genügend, wir wollen uns mit den 104 zufrieden geben, deren Schtheit nicht angefochten wird. Jede ist ein Vergnügen: man spielt nur eine etwa jeden Donnerstag von sechs bis halb sieben; gerade in zwei Jahren wären wir durch. Und der Grund wäre zu einem Kulturmonument gelegt, mit dem Deutschland sich vor dem Jahrhundert könnte zeigen — das heißt: hören lassen.

Klaus Pringsheim.

„Die Herrin und ihr Knecht.“

Titania-Palast.

Aus dem gleichnamigen Roman Georg Engels hat Friedrich Raff ein rührseliges Filmmanuskript gemacht, das aber Henry Porten Gelegenheit gibt, eine reise und große Gestaltungsgunst zu zeigen.

Die ersten Tage des Weltkrieges. In einem Dorf an der russischen Grenze liegt ein Kosakenregiment einquartiert. Der Chef, ein Großfürst, wohnt mit seinen Offizieren im Gutshaus. Dieser Kommandeur ist ein Ausbund aller guten Eigenschaften, und es kommt, wie es in einem richtigen Film eben kommen muß, der Held gewinnt das Herz der deutschen Gutshausfrau, die später, als er nach der Schlacht bei Tannenberg auf der Flucht erschossen wird, an der Bahre zusammenbricht.

Der Regisseur Richard Oswald legt den Hauptakzent auf die Entwicklung der Liebesgeschichte, und zwar bleibt der Mann dabei farblos, vielleicht weil Igo Sym noch nicht die Fähigkeit besitzt, feilische Affekte glaubhaft auszudrücken, eine gute Haltung läßt darüber nicht hinweg. Deswegen ermüdet allmählich der Film, trotzdem Henry Porten wundervolle Nuancen findet und einen Menschen aus einem Guß darstellt. Ist übrigens die Porten sehr derart mit Starallüren gesegnet, daß sie keinen gleichwertigen Partner neben sich duldet?

Der Krieg bildet den Rahmen. Oswald, der früher für die große Dekoration schwärmte, zeigt hier eine erstaunliche Zurückhaltung. Nur ein paar kurze Szenen skizzieren den Völkerverwahn, und diese Szenen klingen in der Frage aus: Wozu das Morden!

Gut sind die Taten, gut ist die Regie, weil sie das Charakteristische einer Szene herausmodelliert. Das Ganze jedoch zeigt einen zu trägen und zähen Fluß.

—t.

„Das kleine Fräulein Li.“

(Thalia-Theater.)

Die China-Operette blüht. Mit Lehárs immer lächelndem Laubert sing es an; die etwas lässlich gewordene „Selbst“ des braven Sidney Jones wurde wieder ans Tageslicht gerückt; nun bringt das Thalia-Theater eine Uraufführung: „Das kleine Fräulein Li“, Musik von Martin Knopf, Text von Bruno Harbit-Warden und Hermann Felner. Sehr viel Neues ist den Verfassern des Textbuches nicht eingefallen, und so haben sie alles bereits Dagewesene — einschließlich der „Madame Butterflies“ — gemittelt und es mit einem Vor- und Nachspiel garniert. Diese Garnierung erweist sich als ungenießbar. Man täte gut daran, sie zu entfernen. Man entferne weiter das allzu heftige Durcheinander auf der Bühne. Man wird von dem vielen sinnlosen Gekloppe auf dem keinen Raum ganz schrank. Was dann übrig bleibt, dürfte für das Thalia-Theater ein Zuglück werden. Denn die Hauptrollen sind mit gut singenden und spielenden Kräften besetzt — Grete Freund, Ely Hoffmann, Gustav Wiljan, Peter Hoenselaers, sogar die prächtige Käthe König hat man sich geholt —, und Knopfs hübsche, flotte, bisweilen sogar originelle Musik kommt dadurch gut zur Geltung. Die komische Herma Kuboff als emanzipiertes Wanweib bot ein besonderes Vergnügen.

—t.

„Lausbühens Weihnachtsfahrt.“

Keines Theater.

In wunderschönen Bühnenbildern, aber einer sehr holperigen Versprache von C. v. S. Bergner erzählt man die Geschichte vom ungezogenen Engel Gabriel, der strafweise ein Jahr auf die Erde verbannt wird. Dort bessert er sich und wird zur Weihnachtszeit in Baden wieder aufgenommen. Daß dabei der ausgestopfte Engel auf der Erde allerlei erleben muß, ist ja selbstverständlich, trotzdem rechtfertigen sich die willkürlichen Uebergänge nicht, die gar zu weit davon entfernt sind, eine richtige Handlung zu entwickeln. Berthold Reichs Regie verleiht liebevolle Mühe, darum ist es wirklich schade, daß er dem modernen Kindertheater so fremd gegenübersteht. Er verwendet sein Können an veralteten Schlaraffenland. Honnelle Materjat ist irreführendes Theaterblut, ein Theaterkind, wie man es netter kaum findet. Nur schade, daß dieses kleine Ding beim Beifallentgegennehmen schon die Mühe der ganz großen Soubretten hat.

e. h.

Für ein Heinrich-Heine-Denkmal.

Die Stadt Düsseldorf beabsichtigt jetzt ernstlich, dem Dichter Heinrich Heine ein würdiges Denkmal zu setzen. In dem Ehrenausfluß zählen die besten Namen aus der Literatur, und zum Welt. Geldpenden nehmen alle Banken und Bankgeschäfte an, sie an das Reichsbankgironkonto der Stadthauptkasse Düsseldorf weiterleiten.

Hundertachtzehn Symphonien.

Eine Anregung für den Rundfunk.

118 Symphonien — soviel hat angeblich Josef Haydn geschrieben. Vielleicht, bei einigen wird die Schtheit angezweifelt, waren es auch nur 104; es ist schon lange her, er ist bald 120 Jahre tot. Ueber 100 Symphonien also jedenfalls — wer kennt sie alle? Wer hat sie alle gehört? Keiner von uns. Denn wo sind sie alle zu hören? Nirgends. Es sind immer wieder dieselben, die in unseren Konzertsälen gespielt werden: die „Abschiedssymphonie“, die „Oxfordsymphonie“, die „mit dem Bauernschlag“, die „mit dem Bauernmischer“, und dazu noch ein halbes oder ganzes Dutzend.

Aber diese 104 oder 118 Symphonien sind ja nur ein bescheidener Teil des Riesenschatzes, das Haydn der Nachwelt, also uns, hinterlassen hat; da gibt es noch 77 Streichquartette, 68 Trios, 12 Violin-, 33 Klavier-, 20 Klavier-, 9 Violintonzerte, 24 Opern, 14 Messen, 13 Oratorien, Oratorien, Kantaten, Vokaleiten, Arien, Länze, Märsche und, Gott weiß, was noch alles. Im Ernst, wer weiß davon? In wessen Bewußtsein lebt eine klare Vorstellung von der ungeheuren, unabsehbar Fülle an Meisterwerken, die vom achtzehnten Jahrhundert bis in die Mitte des neunzehnten von Deutschen hervorgebracht worden ist? Gewiß, viel davon ist „überlebt“. Vieles gilt als überlebt — weil es nirgend mehr zu klingendem Leben erweckt wird. Das meiste ist tot für die Lebenden, und es lebt nur noch in der Musikgeschichte, in Archiven, Katalogen, Gesamtausgaben.

Alle Bilder hängt man in Museen, und das mit Recht; denn Bilder wollen gesehen werden. Alle Musik begräbt man in Bibliotheken, und das mit Unrecht; denn Musik muß gehört werden. Man sollte einmal diese große deutsche Musikgeschichte aus ihrem Papierdasein erlösen. Und das wäre eine würdige, eine wahrhaft grandiose Aufgabe für den Rundfunk: das ganze Schaffen der deutschen Meister von Bach bis Beethoven in tönenden Gesamtausgaben neu erleben zu lassen. Ein Bildungswert ohnegleichen wäre das, und dazu ein Denkmal kultureller Repräsentation, das kein Volk der Erde uns nachmacht; denn die „große Musik“ war nun einmal eine deutsche Spezialität.

Ein Statistiker müßte ausrechnen, wie viele Stunden man brauchte, um nacheinander alles zu spielen, was die deutschen Meister an Musik zu Papier gebracht haben; diese tausend Stunden würden wohl herauskommen. Das Rundfunkjahr hat, knapp gerechnet, 200 Stunden; ein ganzes Jahr würde nicht entfernt ausreichen — und wenn, unmöglicher Gedanke, nichts anderes gefandt würde! Aber es ist klar, daß sich hier um Arbeit auf Jahre, Jahrzehnte hinaus handelt; als Werk einer Generation müßte sie begonnen werden. An Stelle langer Konzerte, die den Rundzuhörer ermüden, täglich, das ganze Jahr hindurch, eine halbe Stunde klassischer Musik — nicht mehr als eine halbe Stunde — Montag: Bach; Dienstag: Händel; Mittwoch: Gluck; Donnerstag: Haydn; Freitag: Mozart; Sonnabend: Beethoven; so sollten, langsam-festig, diese lebenden „Gesamtwelten“ sich abrollen, ein endloses Filmband deutscher Musikgeschichte. Wie in diesem Plan große Oratorien, symphonische Werke von Stundenbau unterzubringen sind, soll unsere letzte Sorge sein; und Hauptmerkmale der Weltliteratur, wie Bachs Passionen, die neun Beethoven-Symphonien, würde man öfter — „außer der Reihe“ — bringen können; und später oder zwischen durch auch noch andere als nur jene sechs: In gewissenhafter Auswahl vornehmliche Meister und die Romantiker nach Beethoven. Das einzelnen System siehe sich da in geschickter

Gegenüberstellung Woche für Woche ein buntes, abwechslungsreiches Programm aufbauen, daß keiner, der für Musik empfänglich ist, sich zu beklagen hätte.

Jannechin, für wen das alles? So wenig es heute einen Hörer gibt, der jährens, jährens, jeden Tag seine sechs Stunden Rundfunk abholt, so wenig würde es einen geben, der in der Lage wäre, und dem es nicht hie und da zu viel würde, der Führung durch die deutsche Musik in all ihren Clappen zu folgen, nicht eine Sonate, nicht ein Quartett auszulassen. Über darauf kommt es nicht an. Was der Rundfunk bietet, soll für alle, oder nicht alles, nicht jede Stunde kann und muß für jeden sein. Wer betrachtet jedes Bild in einer Gemäldegalerie, jedes Stück in einem Museum? Wir haben Museen und Galerien, mandem genügt das Bewußtsein, daß wir sie haben. So wird jeder, mag er täglich zuhören oder nicht, um diese halbe Stunde klassischer Musik wissen, er wird wissen, wann sozulagen dieses historische Musikmuseum ihm offensteht. Nicht jeder

Wir beginnen am Dienstag im Romantell des „Abend“ mit dem Abdruck einer Novelle von

Leonhard Frank.

Wie in seinem bisherigen Schaffen, den Romanen „Die Räuberbande“, „Das Ochsenfurter Männerquartett“, „Die Ursache“, „Der Bürger“ und der Erzählung „Karl und Anna“, steht auch im Mittelpunkt dieser Novelle der Kampf gegen die Bürgerlichkeit, geboren aus einem sehr lebendigen Redits- und Freiheitsempfinden heraus. Die Problematik der bürgerlichen Gesellschaft, die aus dem Menschen ein stilles, seelenloses Maschine macht, wird an einem kleinen Beamten aufgezeigt. Wenn dieser gute Bürger durch ein tragikomisches Versäumnis aus seiner Laufbahn und aus seinem pedantischen Alltagsstrotz herausgerissen wird, wenn er durch dieses Ereignis „entgleist“, so ist das für ihn das Signal zum Aufbruch in eine andere Welt, in eine Welt der Befreiung und Erlösung, in der er erst recht eigentlich sein Ich und seine Seele findet, wie auch die Dirne, die die Schicksalsgenossin des entgleisten Bürgers wird, erst durch das Außergewöhnliche der Ereignisse sich in ihr Menschsein hineinfindet.

Es ist eigentlich eine Irreführung, Leonhard Franks

„Die Entgleisten“

schlechthin eine Novelle zu nennen. Romanschriftsteller ursprünglich, drängt es Leonhard Frank schon seit längerer Zeit zur dramatischen Form hin. So hat er seine „Räuberbande“ und „Karl und Anna“ nachträglich für die Bühne und für den Film bearbeitet. Bei den „Entgleisten“ hat er sofort die Form des Filmanuskripts gewählt. Das gibt dieser Novelle ihre Eigenart und eine besondere Art von Lebendigkeit. An die Stelle der Erzählung tritt die Bilderfolge: man belauscht sozusagen den Magistratsbeamten Höfer und seine soziale Umwelt unmittelbar.

Es ist ein Verdienst des Verlages von Reimar Hobbing, Berlin, das Filmanuskript in Buchform herauszugeben und so der breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht zu haben, wie es ja überhaupt wünschenswert wäre, wie das Bühnendrama auch das wertvolle Filmanuskript als Dichtung zu behandeln. Sicherlich würde das mit ein Weg sein, die Stagnation des Films zu überwinden.

Die deutsche Delegation im Haag



Curtius,
Reichsaussenminister



Moldenhauer,
Reichsfinanzminister



Robert Schmidt,
Reichsrechtschaffungsminister



Wirth,
Minister f. d. besetzten Gebiete

Die Politik in den Schulbüchern.

Ein Jahrzehnt der Entwicklung. — Kirche und Obrigkeitsstaat.

Es gehört zu den Schlagworten unserer Zeit, daß die Revolution von 1918 die Schule „politisiert“ habe. Wogegen wird der Erlaß Wilhelm's II. vom 1. Mai 1889 übersehen, der die Schule zum Kampfinstrument gegen die Arbeiterklasse machte und sie anwies:

„Die Belehrung über die Verderblichkeit der Sozialdemokratie hat hierbei, ohne in eine nähere Erörterung der sozialistischen Theorien einzutreten, an der Hand des gefunden Menschenvorstandes zu erfolgen. Die Unmöglichkeit der sozialistischen Bestrebungen ist an den positiven Zielen der Sozialdemokratie nachzuweisen.“

Wenn diese bewusste Politisierung der Schule vielfach nicht gefühlt wurde, dann lag das an der damaligen Homogenität der führenden Beamten- und Gelehrtenklasse. Die Schule kann im wesentlichen nichts anderes sein, als ein Ausdruck der in der Gesellschaft wirkenden Kräfte, sie kann ihr nicht voraus sein, sie kann nicht weiter, nicht harmonischer, nicht glücklicher sein als jene. So wie die politischen Kämpfe von 1848 jah in die Scheiternisse der scharf disziplinierten Schule einbrachten — stellte doch ein Königsberger Regierungserlaß noch kurz vor der Revolution von 1848 selbst die Privatbibliotheken der Lehrer unter die Aufsicht der Schulaufsicht! — so wachte die Umwälzung von 1918 überall pädagogische Kämpfe, die sich bis dahin in abseitigen Zirkeln, ziemlich fern der größeren Öffentlichkeit abspielten hatten. Es sind die Kräfte der Jugendbewegung auf der einen Seite, die des Sozialismus auf der anderen, die, bisher getaut oder im Verborgenen wühlend, für den normalen Philologen nicht wahrnehmbar gewesen waren, nun brachen sie in das allgemeine Bewußtsein ein, überall zur Stellungnahme in positivem oder negativem Sinne zwingend. Der Abschnitt „Bildung und Schule“ in der Reichsverfassung und insbesondere die Artikel 146 bis 149 sind ein Spiegelbild des großen politischen Ringens im Sommer 1919. Das Zentrum erzwang mit allgemeinen politischen Mitteln eine Berücksichtigung seiner Forderungen.

Das eigentliche schulpolitische Leben spielte sich fortan fast ausschließlich in den Ländern ab, nachdem das Reich auf weitere wirkliche Initiative verzichtet hatte. Besonders ist es das Zeichen eines stiller gewordenen, aber einheitlicher führenden Volkes, daß neuerdings erkennbare Anläufe zum Wobben eines Reichskulturministeriums zu beobachten sind. Die Schulen der deutschen Länder verteilen sich etwa derart, daß

von den höheren Schulen die Hälfte auf Preußen, ein Viertel auf die drei süddeutschen Staaten und das letzte Viertel auf sämtliche anderen Länder entfällt.

Die süddeutschen Staaten haben also verhältnismäßig das reichste höhere Schulwesen: Württemberg mit seinen 2½ Millionen Einwohnern hat über 200 höhere Schulen, Bayern ebenfalls ein völlig selbständiges Schulwesen mit eigenen Büchern. Der verhältnismäßig günstigen Gestaltung der höheren Schulen steht in Bayern die ungünstigste Entwicklung der Volksschulen gegenüber. Nach der „Allgemeinen Deutschen Lehrerzeitung“ vom 9. Dezember 1928 sind die Durchschnittsschülerzahlen in Bayern in geteilten Schulen:

3817 Klassen mit 51 bis 60 Schülern
2968 Klassen mit 61 bis 70 Schülern
1841 Klassen mit 71 bis 121 und mehr Schülern;

in ungeheilten Schulen:

653 Klassen mit 51 bis 60 Schülern
451 Klassen mit 61 bis 70 Schülern
496 Klassen mit 71 bis 121 und mehr Schülern.

Das bayerische Kontraktat vom 15. Januar 1925 wurde angenommen von der Bayerischen Volkspartei, den Deutschnationalen mit dem Bauernbund (173 Stimmen) gegen Demokraten, Sozialdemokraten und die Mehrheit der Bäckischen (52 Stimmen). Dies Kontraktat lieferte die Volksschulen reiflos dem Gruppeninteresse aus:

„Der Unterricht und die Erziehung der Kinder an den katholischen Volksschulen wird nur solchen Lehrkräften anvertraut werden, die geeignet und bereit sind, in verlässiger Weise in der katholischen Religionslehre zu unterrichten und im Geiste des katholischen Glaubens zu erziehen.“ (Artikel 5 § 1). „Sollte einer der genannten Lehrer von dem Diözesanbischof wegen seiner Lehre oder wegen seines sittlichen Verhaltens aus triftigen Gründen beanstandet werden, so wird die Staatsregierung unbeschadet seiner staatsdienlichen Rechte alsbald auf andere Weise für einen entsprechenden Ersatz sorgen.“ (Artikel 3 § 2).

Nimmt man zu diesen Maßnahmen rechtspolitisch-meritorischer Schulherrschaft den Erlaß der bayerischen Regierung vom 2. Januar 1923 hinzu, der da verlangt, die Lehrerschaft solle bei jeder sich bietenden Gelegenheit im Unterricht auf den „Diktatfrieden von Versailles“ und die „Lüge von der Schuld Deutschlands am Weltkrieg“ hinweisen, so hat man das Bild einer parteipolitisch fest gebundenen Schule, die nur in den nicht theologisch bestimmten Disziplinen der höheren Schule (Mittelschule) etwas Bewegungsfreiheit besitzt. Dieser Wendelausschlag nach rechts ist als Gegenstoß gegen die kurze Zeit ökonomischer Herrschaft in München zu begreifen, als Parallele zu den Vorgängen in Ungarn und Italien. Mit der Überwindung der Inflation geht in Deutschland überall auch die Festigung der schulischen Verhältnisse Hand in Hand. Die charakterischen bayerischen Gesichts- und Lehrbücher sprechen diesen Vorgang wider. Die — im Vergleich mit den anderen — wortvollsten sind das Geschichtsbuch von Eich und das Lehrbuch „Lieb Heimatland“. Bei Eich interessiert

die Abfolge an die preußisch-deutsche Geschichtsauffassung.

selbst der Siebenjährige Krieg wird kritisch gesehen, vielleicht war er kein reiner Verteidigungskrieg. Die neue Staatsform wird also gemüßigt: „So leben wir nunmehr innerhalb der republikanischen Staatsform, die wie die Monarchie ihre Licht- und Schattenseiten hat. Jedemfalls aber stellt sie an den einzelnen Volksgenossen, dem sie so große Rechte und Aussichten gibt, auch höhere Ansprüche.“ Natürlich wird in diesem Buch die Dolchstoßlegende gepflegt. Der Ausklang des Buches „Lieb Heimatland“ (Band 6) gibt Bilder aus dem Weltkrieg. Im „Lezten Marsch“ heißt es: „Der Krieg ist vorbei und verloren, der Nord im Land beginnt.“ Es folgt Hindenburgs Abschied mit dem bösen Dolchstoß-Bort (Siegfried-Hagen); weiter Trostworte von Hans Thoma. Und dann wieder harte Worte von Wilhelm Stapel: „Ein jegliches Volk will seine Freiheit und einem jeglichen ist die Freiheit bestimmt. So laßt uns in Liebe hassen und im Hasse lieben! Laßt uns erbarungslos kämpfen für die Freiheit und laßt uns Liebe üben von Mensch zu Mensch!“ Schließlich Bardenes ordnungsgerechtes Vergeltungsgebot: „Einmal kommt für dich die Stunde.“

In den mitteldeutschen Ländern hat es Versuche zu grundsätzlicher Neugestaltung gegeben, so in Sachsen (Weißner), Thüringen (Greif), Braunschweig (Stölzel), Hessen (Strasser). Der Versuch in Thüringen war eine kurze Episode; ähnlich, wenn auch milder, die Anfänge in Hessen. Braunschweig hat nach schweren Schwankungen von neuem einen Anlauf zur Reform genommen; Sachsen hat dank seiner lebendigen Lehrerschaft die jeweiligen politischen Schwankungen in den Volksschulen ohne allzu große Schäden überstanden; in den höheren Schulen feierten die Philologen gelegentlich merkwürdige Triumphe, so als der Lehrplan des Sächsischen Philologenvereins 1922 versuchsweise eingeführt wurde. Nach diesem Lehrplan

sollen die Schüler 240 Jahresjahre lernen, darunter die Regierungsjahre der deutschen Kaiser und preussischen Herrscher von 1648—1918 nur zur „Orientierung“, „auf die Würdigkeit der Fürsten kommt es dabei gar nicht an“.

Für die Oberprima heißt es: „Selbstverständlich sind dabei die Leistungen der genialen Herrscher, besonders die mythische Größe Hindenburgs, ebenso zu würdigen wie die der Truppen.“ Im staatsrechtlichen Teil wird gelehrt: „Der wahre Vorteil des Staates alleinige Richtschnur des Handelns für den Staatsmann.“ „Staat erfüllt von Lebens- und Machttrieb.“ „Krieg letztes und stützendes Mittel, die Ehre und das Ansehen des Staates zu wahren.“ „Aufopferung für das Vaterland zu allen Zeiten der schönste und ehrenvollste Tod.“

Sozialformulierungen, sozial Unklarheiten, sozial Gelegenheiten und geradezu Aufforderungen zu rechtspolitischer Propaganda. Finden solche Geschichtslehrepläne noch entsprechende Unterstützung im Deutschen durch Letztüre von Reichs „Herrmannschacht“, im Französischen von Camartines Schilderung der Ermordung Marats durch Charlotte Cordan, im Englischen von Carlyle usw. — dann haben wir eine konzentrische Beeinflussung im Sinne einer bestimmten parteipolitischen Gruppe, die für sich in Anspruch nimmt, nur das Allgemeininteresse zu vertreten.

Siegfried Kawerau.

Verfehlte Heimwehr-Spekulation.

Anschlag gegen die Gewerkschaften trifft die Christlichen.

Lin., 30. Dezember.

Im landwirtschaftlichen Kasino hielt Kochberger von den christlichen Gewerkschaften Oberösterreichs einen Vortrag über die Stellung der christlichen Gewerkschaften zu den Heimwehren und den unabhängigen Gewerkschaften.

Die Schaffung der sogenannten „unabhängigen Gewerkschaften“ so erklärte der Redner, zwinge die christlichen Gewerkschaften zur schärfsten Abwehrstellung. Man schwäche nicht die Sozialdemokraten, räume aber der christlichen Gewerkschaftsbewegung die Freiheit und die weitere Entwicklung. Der angebliche (!) Kampf gegen den Sozialismus richte sich bedauerlicherweise nicht gegen diesen, sondern gegen die christlichen Gewerkschaften, wie man es in Salzburg, Steiermark, Nieder- und Oberösterreich feststellen könne.

In der Aussprache kam zum Ausdruck, daß wohl an der Heimwehrbewegung mitzuarbeiten sei, daß man aber auf der Hut sein und durch restlose Aufklärungsarbeit verhindern müsse, daß die Heimwehren die unabhängigen Gewerkschaften weiterhin begünstigen.

Also: die Heimwehren suchen zur Bekämpfung der freien Gewerkschaften „unabhängige“ Gewerkschaften zu gründen. Da sich aber die freigewerkschaftlich organisierten Arbeiter für die Heimwehr-Gewerkschaften nicht einfinden lassen, spüren die Christlichen die neue Konkurrenz und wenden sich dagegen. Sie wollen „an der Heimwehrbewegung mitarbeiten“, wenn diese ihr gelbes Projekt der Gründung „unabhängiger Gewerkschaften“ aufhebt und für die Christlichen Propaganda macht. Man schlägt sich und vertritt sich.

Schnelle Justiz. In Bandjermass auf Westbornes wurde der niederländische Hauptmann Quant während der Inspektion eines Dorfes von zwei Eingeborenen ermordet. Die Täter wurden sofort nach ihrer Ergreifung hingerichtet.

Die Allmacht der Weltfinanz.

Kritik an der Reparationsbank. Hochdruckarbeit der Kammer

Paris, 30. Dezember. (Eigenbericht.)

Die Kammer hat am Sonnabendabend die Besegentwürfe für die Landwirtschaft, für den Weinbau, für Algerien, für die Stoffindustrie und dergleichen durchgepeitscht. In der Nacht zum Sonntag hat sie schließlich noch der Regierung bei der Interpellationsdebatte über die Organisation und die Kontrolle der Internationalen Reparationsbank ein Vertrauensvotum mit 316 gegen 271 Stimmen erteilt.

Im Verlauf der Debatte übte vor allem der sozialistische Abgeordnete Brunet an dem Statutenentwurf der künftigen Reparationsbank scharfe Kritik. Er verwies darauf, daß diese Bank die Allmacht der Hochfinanz in Europa endgültig einrichten werde. Das Kapital werde sich in dieser Bank zum Halbgott erheben. Finanzminister Chéron bechränkte sich in seiner Antwort darauf, lediglich eine Kommentierung der in Baden-Baden ausgearbeiteten Statuten zu liefern. Tardieu betonte, daß die Zahlungsbank nichts anderes sei als ein Kartell der großen Emissionsbanken. Diese Aufgabe hätte man nicht den Privatbanken geben können. Die Hauptsache an der Bank sei, daß das Reparationsproblem aus der politischen Atmosphäre herausgehoben und in die rein finanzielle hinübergeleitet werde.

Am Sonntag beschäftigte sich die Kammer den ganzen Tag über mit der Erhöhung der Beamtengehälter. Die Finanzkommission hatte ursprünglich beantragt, das Minimalgehalt auf 9000 Franken festzusetzen, hatte sich dann aber auf Drängen des Finanzministers Chéron damit begnügt, diese Erhöhung in zwei Etappen, die erste bis zum 31. März 1931, durchzuführen. Die Beamtenverbände haben gegen diese Regelung sofort Protest erhoben. Der sozialistische Abgeordnete Biquemal wiederholte ihre Kritik am Sonntag im Plenum der Kammer. Die Diskussion wurde darauf lebhaft, daß sich Tardieu zu Beginn der Nachmittags Sitzung veranlaßt sah, der Kammer anzufordern, daß sie sich unbedingt beeilen müsse, weil er sie doch am Sonntagabend in die Ferien schicken werde, gleichgültig, ob sie mit ihrem Arbeitspensum fertig sei oder nicht. Sie müsse dann schließlich die Verantwortung dafür tragen, wenn sie nicht noch rechtzeitig die 1,25 Milliarden Steuerermäßigungen für den 1. Januar genehmigen könne.

200 Millionen Steuererleichterung.

Paris, 30. Dezember. (Eigenbericht.)

Tardieu hat Kammer und Senat am Montagmorgen um 3½ Uhr bis zum 14. Januar in die Ferien geschickt.

Die letzten Beratungen verliefen nicht ohne Schwierigkeiten, zumal die Linksparteien ein gemeinsames, großes Steuerreformprogramm eingebracht hatten. Unter der üblichen Drohung, daß die Regierung jede Steuererleichterung ablehnen werde, brachte Ministerpräsident Tardieu das Parlament dazu, den Antrag der Regierung unverändert anzunehmen. Das Regierungsprojekt, das insgesamt 1,48 Milliarden Franken an Steuerermäßigungen vorsieht, wurde schließlich mit 465 Stimmen bei Stimmhaltung der Sozialisten und eines Teils der Radikalen angenommen. Der Senat stimmte den Steuerermäßigungen ebenfalls zu.

Ausbau des Zentralflughafens.

Nur die notwendigen Erweiterungsbauten können durchgeführt werden.

Die schwierige Finanzlage Berlins hat auch auf das vor längerer Zeit angelegte Programm für den allmählichen Ausbau des Zentralflughafens auf dem Tempelhofer Feld hemmend gewirkt.

Es wird im kommenden Jahre nicht möglich sein, alle diejenigen Bauten auszuführen, die ursprünglich für 1930 von der Flughafen-Gesellschaft geplant waren. Nur die notwendigen Erweiterungsarbeiten, soweit sie die Entwicklung des Luftverkehrs unbedingt verlangt, sollen in Angriff genommen werden. Dabei handelt es sich vor allem um eine Vergrößerung des Flughafen-Terrains an der Südgrenze des Platzes, wo jetzt 100 000 Quadratmeter des dort befindlichen Kleingartengeländes hinzugenommen werden sollen. Von dem ersten Plan, diese Erweiterung an der Südseite vorzunehmen, ist man auf Grund von Gutachten der Versuchsanstalt für Luftfahrt und der Vereinigung der Flugzeugführer abgekommen, da erfahrungsgemäß die häufig auftretenden Winde aus Nordwest oder Nordost eine Verlegung des Startplatzes etwa in die Mitte der Südgrenze notwendig machen. Man wird also in das Kleingartengelände ein Trapez von etwa 250 Meter Tiefe und einer größten Breite von 500 Meter einschneiden. Außerdem soll noch für Startis in der Südwestrichtung an der Dignenze des Flughafens eine besondere betonierete Startbahn von 200 Meter Länge und 40 Meter Breite angelegt werden, die bis etwa 60 Meter an den nördlichen Jaun des Flugplatzes heranführen wird. Die hällischen Erweiterungen werden in dem kommenden Jahre, soweit das Verwaltungsgebäude in Frage kommt, sich lediglich auf die Errichtung eines besonderen Zollraumes für eine schnelle Zollabfertigung der Fluggäste beschränken.

Die Flughafenstraße wird in ihren nach Neußölln führenden Teil bekanntlich durch Hüznahme eines Streifens vom Garnisonfriedhof verbreitert werden, damit dann die bisher am Flughafen endigende Straßenbahnlinie bis nach Neußölln weitergeführt werden kann. Diese Arbeiten werden voraussichtlich im Frühjahr durchgeführt werden.

Ein gefährlicher Epileptiker.

Ein Potsdamer Raubüberfall aufgeklärt.

Am Sonnabendnachmittag wurde auf einem Wiesenwege, der nördlich von Drenth zu einer Abdeckerei in Potsdam führt, die 17 Jahre alte Komoristin Elise Holtmann angefallen und beraubt. Der Überfall hat sich als schwerer herausgestellt, als man zunächst annahm. Das junge Mädchen war von einem Burshen niedergebunden und mit einer großen Scheere bearbeitet worden. Das Abhuchen des Geländes blieb erfolglos, die Beamten konnten aber feststellen, daß aus der Landesanstalt, die dort in der Nähe liegt, am selben Tage gegen 4 Uhr nachmittags ein 16 Jahre alter Anlaß Ernst Gottschalk entwichen war. Um die Türen zu öffnen, hatte er eine lange in der Anstalt gekochte Scheere benützt. Gottschalk ist gemeingefährlicher Epileptiker, der vor einem Jahr auf der Landstraße bei Treuenbriehen ebenfalls ein junges Mädchen überfiel und durch Messerliche Scherz verletzete. Am Sonntag kam vom Brauhausberg die Meldung, daß dort ein junger Burshen durch sein schmales Wesen in den Straßen aufgefallen sei. Ausgestandene Arminalbrante konnten ihn bald ausfindig machen und festnehmen. Es war in der Tat Gottschalk. Er trägt ein ganz verfürdetes Wesen zur Schau. Bei ihm wurde noch die blutige Scheere gefunden und das geraubte Köfferchen mit Inhalt.

Im Frachtzug zum Pazifik

Jumperfahrt durch die Rocky Mountains

Ob schon hatte ich die Gestalten auf den vorbeifahrenden Güterzügen von meinem Arbeitsplatz aus betrachtet und endlich packte auch mich das Verlangen, auf diese ungewöhnliche, aber billige Art nach der Hafenstadt Vancouver am pazifischen Ozean zu fahren. Bis dahin waren es von meinem jetzigen Aufenthaltsort in dem sonnigen Tale des Canagan etwa 300 Meilen, das sind ungefähr 500 Kilometer, also immerhin eine längere Fahrt, die sorgfältig vorbereitet werden mußte, zumal mehrere Punkte zu überwinden waren, wo Polizeibeamte auf uns seltsame Bergnützlichkeitsreisen warteten. Um so verständnisvoller verhielt sich das Bahnpersonal unserem Reisebrang gegenüber; wir wurden unterstützt, statt daß etwas gegen uns unternommen wurde, wie wir es eigentlich erwartet hätten.

Als kompetente Auskunftsstelle für gute Verbindungen hatte man mir die Lokomotivführer angegeben, und eines schönen Abends, als das geruhliche Leben gar zu bequem wurde und die Berge in der Ferne zu sehr lockten, lenkte ich meine Schritte nach dem Lokomotivschuppen der kleinen Station und fragte nach dem nächsten Zug, der gen Westen fuhr. Dagegen eigentlich der Eintritt in diese Räume verboten war, erwiderte mir ein Arbeiter freundschaftlicher als mancher deutsche Schalterbeamte: „Meinen Sie einen Fracht- oder Personenzug, Herr? Das nennt man in Amerika Dienst am Kunden, und selbst als ich mich für das „Freight Jumper“, wie hier das Frachtzugfahren heißt, entschied, sagte er: „Um halb zwölf Uhr diese Nacht wird ein Zug abfahren, Lokomotive Nr. 3204, recht gute Reise.“

Abfahrt!

So packte ich schnell meine notwendigen Utensilien in einen Packtasche, zog den Doeroll über und trat in der Dunkelheit dem Frachten der Lokomotiven zu. In dem gespenstigen Schwarz einer sternlosen Sommernacht verlor ich mich zwischen die Balken eines offenen Güterwagens und sah zunächst zu, wie die Kohlewagen gefüllt wurden, Wasser aufgezogen wurde und eine unständliche Rangierung vor sich ging. Nach drei Stunden Warten endlich, als ich schon ziemlich steif gefroren, tönte die Hupe der Lokomotive dreimal, das Zeichen zur Abfahrt, wie mir Eingeweihte vorher erklärt hatten. Zu meinem Schrecken aber mußte ich feststellen, daß die Maschine sich nicht vor meinem Zug befand, sondern auf dem nächsten Gleis, und schon rückte die Waggons mit mächtigem Krach an. Zum Glück gibt es auf den amerikanischen Bahnhöfen nirgends Abperrungen. Schnell sprang ich zum richtigen Gleis und kletterte die Leiter an einem Kohlewagen hinauf. Mit einem Schwung flog der Kuckuck hinein, ich selber folgte langsam und vorsichtig.

In der Eile hatte ich aber nicht achtgegeben, daß ich direkt hinter der Lokomotive war, und nun rieselte ein schwarzer Schauer von Kohlenstaub auf mich nieder. Ich tauchte mich zunächst zusammen, wartete, bis es heller wurde, und unternahm dann eine waghalsige Kletterei über verschiedene Waggons nach hinten, wo es besser auszuhalten war. Laßend sah mir die Besatzung zu und fragten mich nach meinem Reiseziel. Ich erfuhr, daß diese schönen leeren Waggons nicht lange mein Domizil sein sollten, denn sie sollten in der nächsten größeren Stadt, einer Kohlenmine in den Cascade Mountains, abgehängt werden.

Vorsichtig war es jedenfalls sehr bequem, die Sonne kam langsam hinter den Bergen hervor und wir fuhren gemütlich immer höher in das Gebirge hinein. Die geordneten Offiziere des Otaganates hörten bald auf und die Wildnis des kanadischen Hinterlandes breitet sich zu beiden Seiten der Linie aus. Niedriger Busch und später 30-40 Meter hohe Zedernwälder bildeten ein undurchdringliches Hindernis, in das bis heute nur Trapper und Fischer ihre Wege geschlagen haben. Nebenbei geht es so weiter, ohne jegliche Siedlung, und wenn wirklich eine Station kommt, dann ist es eine kleine Holzhütte mit ein paar anderen Häusern in der Nähe.

Erst nach fünf Stunden Fahrt hielten wir in Princeton, dem ersten Dispositionspunkt. Sorgfältig lugte ich über den Rand nach den verdächtigen Policemen aus, aber niemand war an einem solchen friedlichen Sommermorgen zu sehen. Da wir hier längere Zeit stehen sollten, Koch ich fröhlich aus meinem Versteck heraus und begab mich in den nächsten Drinkstanz, um von meinem winzigen Barbestand 10 Cents für einen Cocktail anzulegen und für die kommende Fahrt ein kleines Provisionpaket zu kaufen. Wie erlösch ich aber, als gerade in diesem Laden ein Blauer seine langweilige Runde durch eine Ekstreme wälzte. Ich nahm an, er würde mich gleich festnehmen. Schließlich aber kehrte die Bestimmung zurück und ich dachte mir, er wird die schließlich nicht an der Kasse absehen können, auf welche Weise ich nach hier gekommen bin, schmeißig waren alle Arbeiter. Frech ging ich mit meinem Paket wieder dem Bahnhofgebäude zu und sah, wie der lange Blauer langsam nach Mainstreet schlenderte. Ich kehrte deshalb in einem großen Bogen zu meinem Spezialabteil zurück und war heilfroh, als es endlich weiterging.

Ich bekomme Gesellschaft

Während des Anfahrens flüchtete noch ein Kuckuck herein und ihm folgt ein Mann nach Art der kanadischen Arbeiter, mit hunkarigen Witzbrockern und weiten, blauen Hosen bekleidet. Ich erfahre schnell, daß dieser rothaarige Irlander das gleiche Reiseziel hat wie ich und ebenfalls in der großen Stadt Arbeit suchen will. Er ist einer der zahlreichen Wanderarbeiter, die das ganze Land mehrmals im Jahre durchqueren und immer auf der Suche nach einer lohnenden Beschäftigung sind. Sie verdienen in der Weltenernte sehr gut, geben aber ihre Gelder ebenso schnell wieder aus. Nur durch die Führung dieses kontinentalen „Jumper“ bin ich später weiter gekommen.

Zunächst blieb es auf der nächsten Station umsteigen, denn unsere Waggons wurden abgekuppelt. Da alle anderen hohen Waggons verriegelt waren, mußten wir auf dem Dache Platz nehmen. Es wurde zwar manchmal sehr lustig und ich bekam an den zahlreichen Kurven, die in starkem Tempo genommen wurden, Umrüstungen, im übrigen war dieser Platz aber dem beschränkten Raum in den Waggons vorzuziehen. Vollkommen Rastlos legten sich auf das Dach, schauten in den Himmel und schliefen

langsam ein, bis sie durch einen mächtigen Ausbruch aus ihren wilden Bagabundenräumen geweckt wurden. Für mich war es der idealste Aussichtspunkt, ich konnte sehen, wie sich der Zug langsam durch die Wälder krümmte und immer wieder neue Hindernisse überwand.

Diese Herrlichkeit hatte aber bald ein Ende, da der Güterzug nicht mehr weiterging und wir auf den in einigen Stunden ankommenden Personenzug warten mußten. Vielleicht ergab sich da eine Gelegenheit, mitzukommen. Mittlerweile waren noch zwei Jumper erschienen. Vorsichtig traten wir an dem Rand der Geleise entlang zu den Schienen, wo der Express einlaufen mußte. Alle jammerten über den schlechten Verdienst in diesem Jahre. Wie immer, ist die Stadt die letzte Zuflucht.

Als der Kontinentalzug mit mächtigem Schnaufen und Heulen einfiel (er bringt alle zwei Tage buntes Leben in diese einsamen Gegenden), liefen wir schnell ein Stück voraus, dann auf die andere Seite des Bahnsteiges und kletterten auf den Tender, wo Platz genug für uns war. Es war aber auch weit gefährlicher als auf dem Frachtzug: es heißt, noch in beträchtlicher Fahrt abpringen und wieder hinaufklettern, wenn der Zug wieder im Fahren ist. Es gibt immerhin 30 Tage Gefängnis für das „Verbrechen“, als Blinder mitzufahren. Wir wurde deshalb zugehört, nicht nach hinten zu sehen, sondern dem Zug

den Rücken zu kehren, damit man nicht erkannt wird und eventuell schnell entkommen kann.

Es begann jetzt das schönste Stück der Fahrt durch das wildromantische Tal des Fraser River. Fünftzig bis hundert Meter unter uns rauschte der Bach und von beiden Seiten stürzten Wasserfälle von den Bergen herab. Streckenweit schühen Galerien die Bahnlinie vor Steinfall und Lawinen, und mit Schrecken passierten wir die vielen Tunnels, bis wir schwarz wie Keger waren. Wunderwerke der Technik sind die schwindelnd hohen Brücken, es ist eine wahrhaft geniale Leistung, die Bahnlinie durch diese ungeheuren Hindernisse, die die Natur bietet, zu legen, und es muß ein feierlicher Moment gewesen sein, als sich die Arbeiter von Osten und Westen zum ersten Male trafen und die letzte Verbindungschiene gelegt wurde.

In Hope, einer kleinen Touristen- und Kohlenstadt, zogen wir es vor, unsere Eisenbahnreise abzubrechen und uns den Rest gelegentlich von Autos mitnehmen zu lassen, da es zu gefährlich ist, in den Bahnhof einer großen Stadt als Blinder einzufahren, und so kam es, daß ich in einem fabelhaften sechszylindrischen Chrysler in Vancouver ankam mit dem stolzen Gefühl, eine meiner schönsten und billigsten aber auch gefährlichsten und abenteuerlichsten Fahrten gemacht zu haben.

Karl Möller, zur Zeit Brit. Col.

Hallo, Sowjetkino!

Wie in Russland gedreht wird

Se länger Regisseur, Operateur, literarischer Bearbeiter und Schauspieler in der abgeschlossenen Welt des Filmateliers arbeiten desto mehr tritt das wirkliche Leben hinter sie zurück. Die Trübsal der Lebensauffassung geht in der professionellen Routine unter. Technische Fertigkeit und Berufskenntnis aber müssen in demselben Augenblick unfruchtbar werden, in dem die Beobachtungsfähigkeit und die Lebendigkeit der Einfälle nachlassen.

Am deutlichsten tritt dieser Erstarrungsprozess des Films in Westeuropa zutage. Wenn die Sowjet-Union bisher von ihm im allgemeinen verschont wurde, so hat das seinen Grund darin, daß dort Regisseur, Operateur, literarischer Bearbeiter und Schauspieler von der Abgeschlossenheit des Professionellen verschont geblieben sind.

Zwei Beispiele mögen die Arbeitsweise der russischen Filmhersteller verdeutlichen. Nehmen wir an, bei der literarischen Abfassung eines russischen Filmunternehmens laufen zwei Filmentwürfe ein. Der eine behandelt das Leben in einer Moskauer Fabrik, der andere spielt in einem sibirischen Völkervernichtung. Die Ideen der beiden Entwürfe sind an und für sich gut. Aber technisch müssen sie vollkommen neu bearbeitet werden.

Es das Unternehmen an diese Arbeit geht, wird sich die literarische Abteilung an Arbeiter jener Industriebranche wenden, in deren Milieu der betreffende Film spielt. Einige dieser Arbeiter, die Vertreter der literarischen Abteilung, der Regisseur und der Hersteller des Drehbuches, setzen sich an einen Tisch, man verliest das Manuskript, bespricht es und merkt sich genau, was die Arbeiter an der Sache auszusagen und was sie vorzuschlagen haben. Fast immer sind die Bemerkungen des Arbeiterauditiums sachlich bemerkenswert, da sie aus der Kenntnis des Milieus hervorgehen und die sozialen und psychologischen Hintergründe dieses Milieus plötzlich deutlich machen. So ist es häufig genug vorgekommen, daß aus dem trockenen Schema einer Szenenfolge im Laufe einer derartigen Debatte ein blühendes Stück Leben wurde.

Bei dem Filmentwurf, der aus dem Leben des sibirischen Volksstammes genommen ist, sind die Schwierigkeiten größer. Hier werden Wissenschaftler und Sachkenner hinzugezogen, die die ersten Ratsschläge für eine Durchführung des Films geben.

Ist der Filmentwurf so weit gediehen, dann wird er dem „künstlerischen Rat“ des betreffenden Filmunternehmens vorgelegt. Und das ist bei der heutigen Lage in Sowjetrußland die schlimmste Gefahr auf dem Infanzweg, da die künstlerischen Räte nichts anderes sind als die politische Kontrolle des Parteiapparates. Der politische Auftrag, als der jeder Film angesehen wird, tritt hier sehr stark in Erscheinung. Oft genug geschieht es, daß infolge der Bemängelung vieler Instanz die Lebenswahrheit dem ideologischen Schema geopfert wird. „Nichts die Todsünden der Ideologie widersprechen — um so schlimmer für die Todsünden,“ heißt es in Sowjetrußland.

Hat der Entwurf die Kontrolle des künstlerischen Rats passiert, dann gehen Regisseur, der Hersteller des Drehbuches und der Operateur an die Ausarbeitung des Films. Die Gruppe, die den Auftrag hat, das Leben in der Fabrik zu drehen, begibt sich in die entsprechende Moskauer Fabrik, die weiter nach Sibirien zu dem Volksstamm, in dessen Milieu der Film spielt. Das Milieu, die Arbeit, die Gewohnheiten, die Typen und das Leben werden in allen Einzelheiten studiert. Dieses Studium geht so weit, daß sich Regisseur, literarischer Bearbeiter und Operateur selbst in jede Einzelheit der maschinellen Einrichtung der Fabrik vertiefen; die Maschine soll ja nicht Staffage und Spielzeug, sie soll kein Theaterrequisit sein, sondern im Film ihre eigene Logik und ihre eigene Gesetzmäßigkeit entfalten, die für den Ablauf des Films von herausragender Bedeutung ist. Auch die mitspielenden Schauspieler müssen sich durchaus in das Milieu verformen, aus dem heraus sie ihre Rollen spielen sollen. Die Fabrikarbeiter selbst werden herangezogen und die begabtesten unter ihnen mit in den Dienst des Films gestellt, um eine möglichst große Lebensnähe zu erreichen. Diese vorbereitende Arbeit nimmt durchschnittlich 3 bis 5 Monate in Anspruch. Erst dann geht man an die eigentliche Aufnahme.

ist der Film in seiner rohen Montage fertig, dann führt ihn der Regisseur den Arbeitern der Fabrik vor.

Obt jetzt es bei dieser Gelegenheit eine harte Kritik: denn der Arbeiter, der seine Fabrik in jahrelanger täglicher Arbeit bis in alle Einzelheiten kennt, merkt sehr genau, wo der Film lebensunwahr wirkt. Dann heißt es eben, Ergänzungen und Korrekturen vornehmen.

Erst wenn es so weit ist, erfolgt die erste öffentliche Prüfung. Das geschieht meist in der Weise, daß die zuständige Filiale der Gesellschaft der Freunde der Sowjetischen Kinematographie (ODSK) neben Vertretern der Presse, der Kunst- und Literaturorganisationen und der Gewerkschaftsmitglieder eingeladen werden. Nach der Vorführung erfolgt eine ausgiebige Diskussion, in deren Verlauf Regisseur, Operateur und literarischer Bearbeiter nicht immer einen leichten Stand haben. Sind sie klug, so werden sie auch die Korrekturen und Vorschläge dieses Zuschauergruppen beachten, und es gelangt selten, daß der Zuschauer ohne Anregung diese Prüfungsvorbereitung verläßt. Die bekanntesten russischen Filmregisseure und Operateure verdanken diesen öffentlichen Prüfungen und Diskussionen ihr Bestes. Diese Art des Arbeitens gab ihren Filmen die überwältigende Lebensnähe und die erschütternde Ueberzeugungskraft.

Es ist seltsam, daß die Praxis in hochkapitalistischen Amerika der in der Sowjet-Union üblichen Arbeitsweise sehr ähnlich ist. Auch dort wird, wenn auch in etwas veränderter Form mit Probeaufführungen gearbeitet, auch dort erfolgt eine dauernde statistische und unmittelbare Beobachtung des Zuschauerempfindens.

Deutschland, Frankreich und England müssen mit ihrer Filmproduktion ins Hintertreffen geraten, wenn sie sich dieser Produktionsweise nicht anzupassen verheben. Wenn ein Kreis von Filmfachleuten, der den Alltag des Durchschnittsmenschen nicht kennt, die Filmproduktion von seinem grünen Tisch aus regelt, muß auf die Dauer eine Entfremdung zwischen Filmproduzenten und Filmkonsumenten eintreten, die nicht ohne Folgen bleiben kann. Der deutsche Film wird deshalb gut tun, die praktische Verbindung mit dem Leben und mit der Masse herzustellen.

Alexander Gidon.

Berlin als Bierstadt

Vom Berlin der Brauereien Berlins und der Umgegend wird uns zu dem Artikel „Berlin in der Welt voran — als Bierstadt nämlich!“ geschrieben:

Es ist richtig, daß Berlin heute die bedeutendste Bierproduktionsstätte Deutschlands ist. Aber Berlin hat auch die größte Einwohnerzahl, drei- und viermal mehr als die anderen Großstädte Deutschlands. Dazu gehen sehr beträchtliche Mengen in Berlin gedrehten Bieres hinaus nach Brandenburg, Pomern, Mecklenburg und anliegende Gebiete sowie nach Schlesien, Mitteldeutschland, ganz wesentlich mehr als nach Berlin eingeführt wird.

Zu der Zahl der in Berlin bestehenden Gastwirtschaften ist zu bemerken, daß in einer Weltstadt mit ihrem großen und regen Fremdenverkehr naturgemäß eine größere Anzahl von Gaststätten auf den Kopf der Bevölkerung entfällt als an anderen Plätzen. Im übrigen geht die Zahl der Wirtschaften in Berlin ständig zurück. Die Stagnation und rückwärtige Bewegung der Anzahl der Gastwirtschaften und der erteilten Konzessionen ist darauf zurückzuführen, daß die Behörden bei der Konzessionserteilung äußerst sorgfältig vorgehen und die Bedürfnisse sehr streng prüfen. Die zuständigen Organisationen des Gastwirtsberufes sprechen sich energisch gegen die unbegründete Revokation von Konzessionen oder den Erwerb von Gastwirtschaften zu spekulativen Zwecken aus. Auch die Brauereien und alle Angehörigen des ihnen nahestehenden Gastwirtsberufes sind — wie wiederholt zum Ausdruck gebracht ist — Gegner jeden Alkoholmissbrauchs und haben alle auf eine sachliche und zweckmäßige Bekämpfung des Alkoholmissbrauchs gerichteten Bestrebungen stets unterstützt.

Besonders zur Richtigkeit sei noch bemerkt, daß neben den gezahlten Gemeindegeldern die Brauereien Berlins an Reichsbiersteuern im Jahre 1927 rund 40 Millionen und im Jahre 1928 rund 44 Millionen Mark, das heißt an Biersteuern allein etwa 54 Millionen Mark zahlten. Rechnet man die sonstigen Steuern hinzu, so ergibt sich im Jahr ein Gesamtsteuereinkommen aus den Berliner Brauereien von über 75 Millionen Mark.



(Schluß.)

„Geduld, ein bißchen Geduld, Junge,“ mahnte ihn Hiereflöter. „Es ist gar kein Bißchen, sondern wirklich passiert! Du mußt nur gut zuhören, es wird unsig genug. Als ich elf Tage und elf Nächte alt war, bekam ich morgens, elf Minuten vor elf, elf Krämpfe hintereinander. Verflucht, Junge, das war aber was! Es kamen elf Nachbarn, die kamen, um die gaben elf verschiedene Heilmittel an, um mich wieder gesund zu machen. Eine schlug elf Kreuze über meinem Kopf, wieder eine andere goß mir elf Kellen voll Wasser über den Bauch. Ich gab elf laute Schreie von mir und ließ elf leichte Winde fliegen, ob der elf Schreie, die ich bekam.“

Mereyntje prustete vor Lachen. Und Hiereflöter erzählte immer noch weiter. Immer wieder kam die Zahl Elf in der verrückten Erzählung vor, und die Bemerkungen waren schon mehr als sonderbar. Mereyntjes Verstimmung war bald gewichen, und er mußte immerzu lachen; manchmal stieß er dabei helle Schreie des Entzückens aus, wenn Hiereflöter mit dem ernstesten Gesicht der Welt den größten Unsinn ausstrahlte.

Aber plötzlich wurde die Erzählung unterbrochen durch eine schrille Stimme, die rief:

„Hiereflöter! ... Heda! ... Hiereflöter!“

Die beiden Bummel, in ihre Erzählung vertieft, standen mit einem Ruck still. Unten am Deich, nahe am Zaun eines Bauernhofes, sahen sie eine stramme, blonde Ratte, die ihnen mit entblößtem Arm winkte.

„Wir wollen mal hingehen und sehen, was das schöne Weibsbild von uns will,“ sagte der Küster, und er ließ sogleich den Abhang hinunter. Mereyntje folgte ihm brummend, bedauernd, daß die ußige Geschichte so jäh abgebrochen wurde.

„Hallo! Riecke!“ grüßte Hiereflöter. „Was willst du von mir? Ist dein Bett abends vielleicht zu kalt, um allein darin zu schlafen?“

„Betrübt's Huhn!“ schalt Riecke; aber sie lachte ganz und gar nicht böse ob seines Scherzes. „Rein, es ist wegen Vater. Er hat seinen Fuß verletzt, heute früh im Pferdestall. Ich habe dich im Dorf schon überall gesucht, aber du warst nirgends zu finden. Möchtest du nicht mal Vaters Fuß besprechen?“

„Unter einer Bedingung,“ sagte Hiereflöter ernsthaft fest.

„Und die ist?“ fragte das Mädchen etwas verzagt.

„Daß du zu mir kommst, Riecke, wenn du dein Arnie oder so was ähnliches verletzt hast, und dich von mir besprechen läßt.“

Ran brach Riecke in ein schrilles Lachen aus, gab dem frechen Küster einen Schubs gegen den Arm und warf zurück:

„Das ist gut, aber dann muß der Herr Pfarrer dabei sein.“

„Du darfst die Heiligen nicht in Versuchung bringen,“ belehrte er sie gestrenge und ging auf das Haus zu.

Bauer Glück lag im Bett und sah beäugelt auf die Eintretenden. Es dunkelte bereits in dem großen Zimmer, und Mereyntje bemerkte mit Erstaunen, daß die Wände ganz bedeckt waren mit bemalten Fischen. Als seine Augen etwas an das Dunkel gewöhnt waren, sah er, daß über dem Kamin ein richtiges Gemälde zu sehen war aus lauter glänzenden Fischen: ein abnorm großer Kanarienvogel in einem rundköpfigen Hund und einer Ratte, die mit dummen, fieren Augen das arme Tierchen belauerten. Aber viel Zeit, sich umzusehen, wurde ihm nicht gelassen, denn sein Freund rief ihn zu sich: „Komm doch mal her, Mereyntje, und halte mir eine Weile das Weibswasser.“

Und zum Bauern und seiner Tochter sagte er erklärend: „Das ist besser, steckst du, denn Mereyntje ist Reserfnabe; das erhöht die Kraft.“

Mereyntje erröte verlegen und fühlte sich kolossal wichtig, obwohl er überhaupt nicht wußte, was geschehen sollte, und er war ein wenig ängstlich bei dem geheimnisvollen Getöse vor der dunklen Zeit. Aber nichtbedenklicher kam er eilig hinzu und hielt mit beiden Händen das Gefäß mit trübem Weibswasser, worin ein kleiner verrotteter Palmzweig schwamm, der am Sonnabend vor Palmsonntag vom Herrn Pfarrer selbst geweiht worden war.

Aus dem Bett hing das Bein des Bauern, bis an die Wade entblößt, wo die blaue Unterhose mit Bändern zugedreht war. Das Bein war unglaublich schmutzig; es lebte voller Krusten und Schuppen schwarzen Dreckes, und fast der ganze Fuß war ölig schwarz, nur die Hand und da war ein helles Fleckchen; ein kümmerlicher Beweis, daß Bauer Glück wirklich zur weißen Rasse gehörte. Es roch entsetzlich in der Nähe des Beines, dessen Knöchel tüchtig geschwollen war. Mereyntje grüßte es, und angeekelt wandte er den Kopf ab, um das schmutzige, übertriebene Bein nicht zu sehen.

Aber die mysteriösen Handlungen seines Freundes machten, daß er doch wieder neugierig die Augen dorthin richtete. Hiereflöter hatte den Hut abgenommen. Er tupfte die Fingerspitzen ins Weibswasser und spritzte einige Tropfen auf den geschwellenen Knöchel, murmelte unverständliche Worte und machte beschwörende Gebärden, die immer wieder mit einem segnenden Kreuz endeten, indem er zwei Finger in die Höhe hob, wie es der Pfarrer beim „Benediktus“ tat. Es dauerte eine ganze Weile. Der Bauer sah ängstlich und mit schmerzlicher verzogenem Mund zu dem Bauerndoktor auf. Riecke stand, die Hände vor der Brust gefaltet, dabei, und Mereyntje, der churfürchtvoll das Weibswasser hielt, war voll frommer Andacht. Nun führte Hiereflöter unverhofft mit den beiden segnenden Fingern einen heftigen Schlag auf den geschwellenen Knöchel aus, und der Bauer schrie gellend auf, daß Mereyntje vor Schreck beinahe das Weibswasser fallen ließ, und die Tochter, erschrocken zurückweichend, ebenfalls laut aufschrie.

„Eft!“ sagte Hiereflöter unbeirrt und murmelte und segnete weiter.

Der Bauer nickte, die Zähne aufeinander pressend, den Schmerz. Die Augen quollen ihm gefährlich aus dem roten Gesicht. Endlich nahm Hiereflöter das Palmzweiglein aus dem Gefäß, sprengte mit umständlicher Gebärde Weibswasser auf das Bein und auf das Gesicht des Bauern, schwang es über Riecke, die ein Kreuz schlug, und über Mereyntje, der ob der kühlen Tropfen blinzelte. Hiereflöter tunkte es abermals ein, benetzte das zuckende Gesicht des Bauern, bis es stänzte und vom heiligen Wasser troff, und absdann sprach er feierlich mit schwerer Stimme:

„Dominus vobiscum.“

Rechanisch antwortete Mereyntje: „Et cum spiritu tuo.“ „Jesu, audi nos.“ „Jesu, exaudi nos.“ „Agnes Dei, qui tollis peccata mundi.“ „Miserere nobis.“ „Gloria patri et filio et spiritui sancto.“ „Sicut erat et in principio et nunc et semper et in saecula saeculorum.“ „Amen!“

„Fertig!“ rief Hiereflöter. „Unter die Decke mit deiner Pfote.“ Seufzend zog der Bauer sein eisiges Bein unter die Decke, wischte sich mit dem Bettzipfel das Gesicht und fragte kleinlaut:

„Und wann wird es nun wieder in Ordnung sein, Hiereflöter?“

„Wenn deine Seele nicht allzusehr mit Sünden beladen ist, kannst du morgen abend aufstehen,“ entschied dieser. „Du hast Glück gehabt, daß ich gerade einen Reserfnaben bei mir hatte, sonst hätte es womöglich ein paar Tage länger dauern können. Und nun, Riecke, nacher gleich eine nasse lange Binde fest um den Knöchel gewickelt, dann ist es bald wieder in Ordnung.“

„Was bin ich dir schuldig?“ fragte der Bauer.

„Wieviel Pferde hast du im Stall?“

Der Verletzte sah ihn verwundert an. Schließlich sagte er: „Fünfzehn.“

„Dann mach es ... warte mal ... fünfundsiebzig Cents pro Pferd ... das ist drei Gulden fünfundsiebzig.“

„Das ist ein teures Heilmittel,“ klagte der Bauer.

„So, meinst du? Laß dann in Zukunft den Doktor holen.“

WAS DER TAG BRINGT.

Ein Volk ohne Sprache.

Auf einer Forschungsreise des Professors Richard Wagner in die Westgebiete des westlichen Bolivien wurde ein Indianerstamm entdeckt, der auf einer Kulturstufe steht, die man fast als prähistorisch bezeichnen kann. Feuerwaffen sind den Curugua — so heißt der Stamm — gänzlich unbekannt. Sie sind aber Meister der Handhabung von Bogen und Wurfspeisen. Da sie keine Geräte kennen, transportieren sie das Wasser in riesigen Blättern. Unkundig einer Sprache sind das „einzige“ Verständigungsmittel Zeichen und unartikulierte Schreie.

Der kürzeste Schiffsweg Amerika—Ostasien.

Mehr als 300 Jahre nach Hubbles vergeblichen Versuchen, die nördliche Durchfahrt von Amerika nach Ostasien zu finden, ist es jetzt der im Jahre 1670 gegründeten Hudsonbaykompagnie gelungen, die so lange gesuchte Verbindung herzustellen. Wie dem „New York Herald“ aus Montreal geschrieben wird, hat das Schiff „Bay Chimo“, welches im vergangenen Frühherbst Vancouver verließ, Ende August die Cambridge Bay an der Südküste von Victorialand erreicht. Bereits ein Jahr vorher war das Schiff „Fort James“ von Neu-Schottland und Neufundland abgefahren und nach einer mühsamen Reise durch die Davisstraße, die Baffinsbucht, um den nördlichen Teil des Baffinslandes herum und durch den Lancaster-Sund auf der Somersinsel gelandet. Von dort fuhr es durch die Franklinstraße zum Kap Adelade, dem magnetischen Pol auf der Halbinsel Boothia Feltz weiter, um in Björkharbour auf König Wilhelmland zu überwinteren. Als es dann seine Reise nach Cambridge Bay fortsetzen wollte, wurde es durch einen Sturm an die Küste geworfen, wobei sein Steuer zerbrach und die Weiterfahrt unmöglich wurde. Zwischen ihm und dem in Cambridge Bay liegenden „Bay Chimo“ wurde nun durch den Motorschoner „Fort Macpherson“, der als Post- und Forschungsdampfer die arktischen Gebiete durchfährt, ein ständiger Verkehr unterhalten und auf diese Weise durch die drei Schiffe jene Verbindung zwischen der Ost- und Westküste Kanadas geschaffen, die schon Hudson selbst gesucht hatte und die das Hauptziel bei Gründung der Hudsonkompagnie im Jahre 1670 gewesen war. Wie nun ein Mitglied dieser Kompagnie, das bis Ponds Inlet an der Nordwestküste von Baffinsland vorgebrungen ist, in Montreal berichtet, ist zugleich eine Radioverbin-

schonste Hiereflöter ihn mütend an. „Dann kommst du vierzehn Tage liegen und fünfzig Gulden bezahlen.“

„Es ist aber doch ein rasch verdientes Geld,“ beharrte der Bauer trotzig.

„Wenn du aber die geistige Kraft, die dazu nötig ist, mit einberechnest, ist es geradezu geschenkt,“ bellte ihn Hiereflöter an. „Aber es wird dir nicht heilsam sein, hier, so zu feilschen; denn wenn du nicht freudig zahlst, kann es passieren, daß die Genesung viel länger dauert.“

Der Bauer brummte noch etwas zwischen den Zähnen, doch bald zog er eine fette Börse unter dem Kopfstoff hervor und zählte mit süßlicher Miene seine drei Gulden fünfundsiebzig Cents in Hiereflöters Hand. Der ließ das Geld gleichgültig in die Hosentasche gleiten, brummte einen Gruß und verließ das Zimmer.

In der großen Küche goß Riecke ihnen eine Tasse heißen Kaffees ein und stieß für jeden einige knusperige Aniszwiebacke. Mereyntje bekam auch noch Zucker darauf, und abendsrin stakete das fremde Bauernmädchen ihm ein Silberstück in die Hand als Anerkennung für die Hilfe beim schwierigen Besprechen. Sein ganzes Gesicht strahlte vor Glück und Zufriedenheit. Hiereflöter blickte lächelnd auf den kleinen vertärlerten Freund. Als sie ihren Kaffee und Zwieback genossen hatten, erhob sich Hiereflöter.

„Also Riecke, das ist abgemacht, was? Du kommst bald mal zu mir, dein Arnie besprechen zu lassen. Es braucht gar nicht sehr verlehrt zu sein.“

„Häng' dich auf, häßlicher Affe!“ lachte Riecke, und Mereyntje lachte mit, weil ihm der rohe Ausdruck im Munde eines Mädchens so komisch klang.

„Nun, auf Wiedersehen!“ grüßte Hiereflöter. „Und wie die Binde recht fest. Wenn der Arnie nicht laut brüllt, taugt es nicht.“

Draußen begann Mereyntje sofort zu fragen:

„Hast du ihn nun wirklich geheilt, Hiereflöter?“

„Wenn es Gott gefällt, ja,“ grinste der Küster.

„Ist das schwer, besprechen?“

„Wenn du es einmal kannst, geht es. Möchtest du es auch lernen?“

„Wäre das möglich?“

„Na, das hat noch eine Weile Zeit. Aber dein Vater hat schon sehr viel Gutes getan, da kannst du dich drauf verlassen!“

Mereyntje dachte eine Weile nach. Dann sagte er weitflügel:

„Wir haben auf jeden Fall tüchtig Geld damit verdient!“

„Und darum dreht sich doch schließlich alles! Roman, Mereyntje, halten wir uns ein bißchen dazu, denn der Schuster hat den Angelus schon lange geläutet.“

ding mit den beiden Schiffen, dem „Bay Chimo“ und dem „Fort James“ gelungen, die von Ponds Inlet zu dem Marinedepartement Fort Churchill an der Mündung des Churchillflusses führt, so daß die beiden an den vorgeschobenen Enden Nordamerikas befindlichen Dampfer in stetem Radioverkehr mit der Küstenwelt stehen.

Viermal zu Fuß um die Erde.

Einer der populärsten Londoner tritt nach 37jähriger Dienstzeit in den Ruhestand. Es ist W. J. May, ein Postbote im Buckingham Palace. Kurz nach König Georgs Thronbesteigung betrat er als erster Postbote den Buckingham Palace, in dessen Korridoren er dann 37 Jahre lang seinen Dienst versah. Auf diesen täglichen Dienstgängen hat W. J. May eine Strecke zurückgelegt, die ihn viermal rund um den Erdball geführt hätte.

Chauffeure am Pranger.

Die Befreite Stadtverwaltung geht mit besonders drastischen Mitteln gegen schuldige Chauffeure, die einen Straßenunfall hervorgerufen haben, jetzt vor. Vom Gericht verurteilte Chauffeure werden mit auf dem Rücken zusammengebundenen Händen von zwei Verkehrspolizisten durch die Straßen geführt mit einem Schild auf der Brust, auf dem Delikt und Höhe der verhängten Strafe angegeben sind.

26 Millionärinnen.

In U.S.A. zahlen nur 3,45 Proz. der Gesamtbevölkerung Einkommensteuer. Nach der amtlichen Statistik der amerikanischen Regierung über die Steuererträge im abgelaufenen Fiskaljahr beträgt die Zahl der Amerikaner, die aus einem Vermögen von 1 Million Dollar Einkommensteuer bezahlen, 290, was gegenüber dem Vorjahr einen Zuwachs von 53 darstellt. Ueberraschend muß dabei die Tatsache, daß 26 der neuen Millionäre Frauen sind, von denen drei noch unverheiratet sind. Außerhalb der Reihe dieser Multimillionäre stehen elf Personen, die Einkommen von über 5 Millionen Dollar im Jahre verzeichnen. Diese seltenen Ausnahmen werden als „Uebermillionäre“ bezeichnet. In dieser Kategorie fehlen die Frauen, deren größtes Einkommen zwischen drei und vier Millionen Dollar schwankt. Da das Ministerium geographisch verpflichtet ist, die Namen der Steuerzahler geheim zu halten, ist man außerstande, die Namen der Steuerzahler zu erfahren. Was den Wohnsitz dieser Krösche anbelangt, so verzeichnet der Staat New York die größte Zahl mit 136, an zweiter Stelle steht Pennsylvania mit einer Gesamtzahl von 34.

Verkehrstunnels auch in Paris?

Auch Paris schickt sich an, zur Bewältigung des Straßenverkehrs zu dem Mittel unterirdischer Straßen seine Zukunft zu nehmen. Auf Grund eines Berichtes von Verkehrsingenieuren hat der Präfekt des Seine-Departements, Renard, ein Programm für die Ausgestaltung der Pariser Verkehrswege aufgestellt, das folgende Punkte vorzählt: Umgestaltung sämtlicher Straßenbahnen in den Hauptverkehrsgebieten zu Untergrundbahnen, Verbreiterung der Seitenstraßen und Straßen in den alten Stadtteilen, und schließlich Erbauung von Untergrundstraßen für den Durchgangsverkehr zur Entlastung der inneren Stadtteile.

Luxusgefängnisse in USA.

In einem Prozeß mit New-Yorker Rauschmugglern kam zur Sprache, daß für die im letzten Jahre verhafteten Deller hunderttausend Schmugglerunternehmungen besondere Abteilungen im Gefängnis eingerichtet worden sind. Nach Ansicht des Berichtes waren es geradezu Luxusgefängnisse, die sich durch nichts von einem erstklassigen Hotel unterscheiden. Ein Führer einer dieser Schmugglergesellschaften erklärte, der Aufenthalt im Gefängnis hätte ihm etwa 2000 Dollar im Monat gekostet. Darunter waren allerdings Ausgaben für Gefellesthaften, die auf Veranlassung der Gefängnisbehörde zur Unterhaltung eingeladen worden waren. Ein Speisegang im Begleitung der Wärter außerhalb des Gefängnisses kostete pro Tag 1000 Dollar.



Montag, 30. Dezember.
Berlin.

- 16.05 Hans Borowik: Leichtathletik im Winter.
- 16.30 I. Bach: Präludium und Fuge. — 2. Beethoven: Sonate E-Moll, op. 90. — 3. Schubert-Lied: Soirée de Vienne. (Klara Köhlein am Flügel.)
- 17.00 Josef B. Foerster (geb. 30. Dezember 1869): Kompositionen.
- 17.30 Crawschwimmen. (Sprecher: Paul Kellner.)
- 18.00 Stunde mit Büchern: „Lebensgeschichten von Wissenschaftlern und Künstlern.“ (Am Mikrophon: Dr. Heinrich Eberle.)
- 18.30 Prof. D. Hinderer: „Kirche und Oesterrichtsweise.“
- 19.00 Unterhaltungsmusik.
- 20.30 „Stunde des Graxelns“. Mitv.: Gertrud Eysold, Wolfgang Hoffmann-Harnisch.
- 21.15 1. Else Geyring: Quintett für Klarinette, zwei Violinen, Viola und Cello. (Eristaufführung). — 2. Karl Stamitz: Quartett Es-Dur, op. 8, Nr. 4, für Violine, Viola, Cello und Klarinette. (Konzertmeister Martin van den Berg, 1. Violine: Konrad Meier; 2. Violine: Lorenz Höber, Viola: Joseph Schuster, Cello: Ernst Fischer, Klarinette.)
- 22.30 Funk-Tanz-Untericht.
- Anschließend bis 0.30: Tanzmusik.
- Königsplatzbassas.
- 16.00 Dr. Fritz Klatt: Pädagogische Besinnungsstunde.
- 17.30 Dr. Leo Balci: Alte Fiktion.
- 18.00 Dr. Franz Mayer: Chemie im täglichen Leben.
- 18.30 Englisch für Anfänger.
- 18.55 Dr. Müller-Lechbart: Die Leistungsprüfung in der Tierzucht.
- 19.50 Von Leipzig: Mittercker-Feyer.
- 21.00 Von Breslau: „Fantasien im Bremer Rastkeller“, nach Wilhelm Meuß.

~ Sport und Spiel ~

Letzte Spiele im Arbeitersport.

Arbeiter-Wasserball.

Weihensee-Neukölln 4 : 2.

Wenn an dieser Stelle vor einiger Zeit geschrieben stand: „Wer wird Kreismeister?“, so kommt man immer mehr zu der Ansicht, daß es in dieser Saison besonders heiß um die Kreismeisterschaft hergehen wird. Einige der bisher erzielten Resultate (wie Charlottenburg-Neukölln 10 : 5, Neukölln-Hellas 5 : 4 und jetzt Weihensee-Neukölln 4 : 2) lassen allerlei erwarten.

Am Sonnabend standen sich im Lunapark die A-Mannschaften von Neukölln und Weihensee zum fälligen Serienpiel gegenüber. Neukölln galt nach dem vor 14 Tagen errungenen Sieg über Hellas als Favorit. Die Neuköllner legten auch gleich nach Beginn mächtig los und konnten durch ihre schnellen Schwimmer bald zum ersten Tor. Der rechte Schwimmer Neuköllns schwimmt einer Vorlage nach und kommt mit dem Ball bis einen Meter vor das Weihensee-Tor. Der Torwächter greift ihn an, doch der Neuköllner hebt den Ball wohlüberlegt über den Weihensee-Torwächter hinweg ins leere Tor. Neukölln bleibt dank seiner schnellen Schwimmer weiter im Vorteil und kommt bald zum zweiten Torerfolg. Diesmal ist es der Neuköllner Mittelfürmer, der unhalbar einsetzt. Weihensee läßt sich aber durch diesen Erfolg des Gegners nicht irritieren, drängt Neukölln in seine Hälfte zurück, schafft kurz hintereinander zwei Tore und gleicht damit zum 2 : 2 aus. Kurz vor Halbzeit erzielt Weihensee noch einen weiteren Treffer, der aber nach Spielschluss wegen Ausenthaltens eines Weihensee-Spielers in der Zweimeterlinie nicht gewertet wurde. Halbzeit 2 : 2.

Nach der Pause zeigt sich bei den Neuköllnern, die die erste Hälfte des Spiels mit altem schnellem Tempo begonnen hatten, ein Nachlassen der Kräfte. Weihensee erkennt dies und ist nun fast dauernd überlegen. Das Spiel wickelt sich größtenteils auf der Neuköllner Seite ab, während Neukölln sich auf gelegentliche Durchbrüche verlegt, die aber meistens von der Weihensee-Verteidigung vereitelt werden. Weihensee ist noch zweimal erfolgreich, während Neukölln keinen zählbaren Treffer mehr anbringen kann. Mit 4 : 2 Loren schlägt Weihensee nach hartem, aber doch fairem Kampf als Sieger das Wasser.

Handball

Köpenick gegen Neukölln 2 : 2.

Die Arbeiterhandballer waren eifrig am Spielen, obwohl der Regen die Plätze vollständig aufgewühlt hatte. Eiche-Köpenick und TSV-Neukölln standen sich in Köpenick gegenüber. Köpenick hatte den Vorzug und konnte sich sofort in Neuköllns Hälfte festsetzen. Das verurteilte die zerfahrene Spielweise der Neuköllner, die keinen Zusammenhalt finden konnten. Nach 8 Minuten Spielsitz konnte Köpenick nach einem Freiwurf einen schnellen Durchbruch voll-

führen, den Halbkreis zum Führungstor verwandelte. Bald darauf hatte Neukölln ebenfalls eine gute Gelegenheit, die aber der Halbrechte durch zu langsames Spielen verlor. In der zweiten Halbzeit gelang es Neukölln nach fünf Minuten durch einen schönen Schuß des Halbrechten den Ausgleich herbeizuführen. Jetzt erst fand sich Neukölln etwas zusammen. Der Sturm stützte den Köpenicker Hälfbreiter öfters Befuche ab. Leider war aber die Unterstützungsarbeit der Läuferreihe recht mangelhaft. Vollständig allein mußte der Sturm arbeiten und er konnte erst nach 10 Minuten das zweite Tor einfinden. Beide Mannschaften wurden jetzt nervös, der Schiedsrichter mußte viel eingreifen. Kurz vor Schluss gelang es Köpenicks Halbrechten, durch einen Flachball ein Unentschieden sicherzustellen.

Köpenick zeigte einen geschlosseneren Aufbau und ein flüssigeres Spiel. Eine Ausnahme machte der Halbkreis, der in seiner Spielweise viel zu langsam war. Hier konnte er damit durchkommen, da Neuköllns Läuferreihe aussiel. — Die zweite Männermannschaft verlor gegen Repton-Weihensee 1 : 6 (3 : 0). Ebenso mußten sich die Frauen der Freien Turnerschaft Wilmersdorf mit 2 : 0 (1 : 0) beugen. — TSV-Süd 3 verlor gegen Sotol 1 mit 3 : 2 (1 : 1), während der ASG 1 die TSV-Kaulsdorf 1 mit 7 : 1 (2 : 0) abfertigen konnte. — TSV-Rosenthal und Sportverein Moabit trennten sich 2 : 0 (2 : 0). Von einem regulären Spiel kann hier nicht gesprochen werden, denn die Spieler hatten kein Standvermögen und machten oft Rutschpartien. Von der weißen Farbe der Hosen war nachher nichts mehr zu sehen.

Arbeiter-Hockey.

Auf den vollkommen durchnässten und grundlosen Spielplätzen fielen die meisten Hockeyspiele aus. Nur auf dem Platz in der Normannenstraße kamen beide Spiele zum Austrag. Der Bezirk Osting 1 der Freien Turnerschaft Groß-Berlin konnte erwartungsgemäß gegen den Sportverein Moabit I siegen. 3 : 0 lautete das Ergebnis — ein bischen reichlich hoch, denn so viel schlechter waren die Moabiter nicht. Nebenbei hatte die Mannschaft auch reichlich Pech. Ihr Sturmspiel war lebendig, schnell und forsch, wobei vielleicht der Rechtsaußen etwas abfiel. Die Läuferreihe reichte nicht an die Ostings heran. Die Verteidigung arbeitete sauber, gut und verhältnismäßig stockfester. Ostings Sturm war allzu genau im Zuspiel und ließ jegliches Stellungsspiel vermischen. Die einzelnen Spieler wurden stets gedeckt durch das sehr enge Spiel, zumal Osting es leicht in der Hand hatte, infolge der sehr schnellen Flügelleute, ein recht weit auseinandergezogenes Stellungsspiel zu zeigen. — Im Spiel Osting II — Viktoria Sport Club 3 siegte erstere 6 : 1.

„Ost-West“, das infolge des anhaltenden Tauwetters am zweiten Weihnachtstag aussiel, wird auf Sonntag, 3. Januar, verlegt. Es findet auf dem gleichen Platz in der Vostorfstraße statt. Die Mannschaftsaufstellung bleibt mit wenigen Ausnahmen bestehen. Spielbeginn 14 Uhr, vorher spielen zwei Damenmannschaften.

Klarheit bei den Athleten!

Gegen die kommunistischen Spalter.

Im neuerbauten Bundesheim waren kürzlich die Leiter der Kreise des Arbeiter-Athleten-Bundes versammelt, um zu dem von der Sportabteilung der KPD. befohlenen Spaltungsbefehl Stellung zu nehmen und die dadurch geschaffene Lage zu besprechen. Die Vertreter des 19. Kreises (Saargebiet) und 16. Kreises (Württemberg) waren nicht zugelassen. Die Kreisversammlungen des 19. Kreises widersprechen seit Beginn der Spaltungsmethode den Beschlüssen des Bundestages und stimmen alle aus dem Parteibüro der KPD. Dem Vertreter des 16. Kreises mußte die Teilnahme verweigert werden, weil seine ganze Einstellung und Handlungsweise eine Reihe von Vorwürfen gegen die Beschlüsse des Bundestages war. Er war der Führer der Minderheitsresolutionen gegen den Vorstand und Sympathieerklärungen für die wegen Bundesschädigung ausgeschlossenen Vereine. Er hat Kämpfe mit solchen arrangiert und geführt, dabei sich in Ansprachen und durch schriftliche Abhandlungen im Blatt des ehemaligen 4. Kreises (Berlin) in Gegensatz zur Organisation gestellt. Weil er sich „mit Erfolg“ zur Opposition (lies: Ausgeschlossene) zählt, wie er schriftlich versichert, wird er durch einstimmigen Beschluß der Kreisleiter zur Konferenz nicht zugelassen.

Nach eingehendem Bericht des Bundesvorsitzenden Sturm-Flöggeburg, dem eine lange Debatte folgte, an der sich alle Kreisleiter beteiligten, kam folgende Entscheidung einstimmig, ohne jede Enthaltung, zur Annahme:

Die Kreisleiterkonferenz billigt die Maßnahmen des Bundesvorstandes und bestätigt, daß diese den Beschlüssen des Bundestages entsprechen. Die Einheit unserer Organisation fördert nur der, wer treu zu ihr hält und diese Beschlüsse anerkennt und danach handelt.

Somit haben die Kreisvorstände den Weg gezeigt, den der Vorstand weiterhin zu gehen hat. Es ist kein Platz mehr im Arbeiter-Athleten-Bund für Spaltlinge, die im Kulturgebiet ihrer politischen Partei Spaltungsbefehle durchzuführen versuchen. Sie sollen zu ihrer „Interessengemeinschaft“ gehen, die der Demantel für die parteiamtlich geschäftliche alleinige Massenkomparorganisation der Arbeiterathleten ist, die ebenfalls unter dem Namen „Arbeiter-Athleten-Bund e. V.“ seit Monaten im Treiben steht und Verwirrung unter den Vereinen des Bundes anzurichten sucht. Im Arbeiter-Athleten-Bund e. V. herrscht nun Klarheit. Er wird kein Zummelplatz politischer Streber sein, sondern sich weiterhin im großen Rahmen der Arbeitersportverbände in der Zentralkommission für Arbeitersport- und Körperpflege bemühen, für die körperliche und geistige Erziehung der Arbeiterklasse zu wirken.

Eishockey Kanada gegen Schweden.

Berlin ist tatsächlich die Eishockeyzentrale Europas. Nicht nur daß sämtliche auf dem Kontinent führenden Mannschaften während der Saison sich im Sportpalast versammelten, auch das Eishockeywettbewerb zwischen den Kanadiern und Schweden, die die weitaus härteste Kampfschicht Europas darstellen, findet in Berlin statt. Die Begegnung war ursprünglich in Stockholm vorgesehen, doch mußte sie wegen der ungünstigen Witterungsverhältnisse nach Berlin verlegt werden. Da die Schweden den offiziellen Weltmeister-

schaftskämpfen in Chamonix fernbleiben, fällt die eigentliche Entscheidung der Weltmeisterschaft mit diesem Treffen bereits vorher. Die Schweden kommen in härtester Befehung, mit der kompletten Nationalmannschaft. Die Kämpfe (Vor- und Rückspiel) finden am Donnerstag und Freitag dieser Woche im Sportpalast statt.

BVG. fördert den Wintersport.

Skier auch auf der U-Bahn zugelassen.

Die U-Bahn überholte die Berliner Wintersportler mit der unangenehmen Nachricht, daß Skier auch in diesem Jahre auf die U-Bahnen nicht mitgenommen werden dürfen. Da die U-Bahn für viele nicht nur benutzt werden muß, um an Reichsbahnhöfe zu gelangen, sondern auch neben der Eisenbahn das Hauptverkehrsmedium für den Wintersportler ist, um in das Skigebiet Grunewald zu kommen, war diese Nachricht um so schmerzlicher. Die neu eröffnete Grunewaldlinie war also für die Skifahrer gesperrt. Der Deutsche Wintersportverband, die Spitzenorganisation

423 Menschenleben gerettet.

Durch die Mitglieder des Arbeiter-Wasser-Rettungsdienkes wurden nach den bis zum 21. Dezember beim Arbeiter-Turn- und Sportbund in Leipzig vorliegenden Berichten im Jahre 1929 423 Menschen vom Tode des Ertrinkens gerettet. Bei weiteren 24 Rettungsversuchen waren die angefallenen Wiederbelebungsvorläufe trotz hinzugezogener ärztlicher Hilfe nicht von Erfolg. Außerdem wurden durch die ATWD-Mannschaften noch fünf Ertrunkene gelandet.

Der republikanischen Wintersportler, beantragte die Aufhebung dieses den Wintersport hindernden Verbots und erhielt nachstehendes Schreiben:

Obwohl Schneefahrer infolge ihrer Länge und sonstigen Beschaffenheit unhandlich sind und unter Umständen, besonders beim Ein- und Aussteigen, die Möglichkeit einer Gefährdung oder gar Verletzung anderer Fahrgäste nicht ausgeschlossen ist, soll im Interesse der Sporttreibenden auf Ihren Antrag in diesem Winterhalbjahr die Mitnahme von Schneefahrern in den Wagen der U-Bahn zunächst einmal versuchsweise zugelassen werden.

Damit ist in Berlin eine bedeutende Erleichterung für den Wintersport geschaffen worden, die die Berliner dankbar anerkennen werden. Es ist nun die Pflicht der Berliner Skifahrer, bei ihren Fahrten mit Sportgeräten in gebührender Weise auf die anderen Mitreisenden Rücksicht zu nehmen, damit das Entgegenkommen der BVG. auch für die kommenden Jahre aufrechterhalten bleibt.

Fraktion der Unorganisierten!

Die „Sport und Spiel“, das offizielle Organ des Berliner Kreises im kommunistischen Sportverband vom letzten Kreistag berichtet, wurde dort festgestellt, daß sich im Berliner Kreis des kommunistischen Sportverbandes eine „Fraktion der Unorga-

nisierten“ gebildet hat, die Kämpfe gegen die in der KPD. organisierten Sportler führt. Die Geister, die man freudig ziele, wird man jetzt nicht los. Die Unorganisierten, die über alles verherrlichen Stützen bei KPD. Aktionen, meutern also. Man kann der KPD. zu ihren unorganisierten Hilfstruppen nur gratulieren!

Um die Volksgesundheit.

Gesundheitspolitischer Kongress in Dresden.

Der Verband Volksgesundheit (Zentralorganisation für Gesundheitspflege, Heilkunde, Lebensreform und Freilebhaltung) hat beschlossen, in der Zeit vom 21. bis 24. Juni 1930 anlässlich des Stattfindens der Internationalen Hygieneausstellung einen Gesundheitspolitischen Kongress nach Dresden einzuberufen. Die Vorbereitungen dazu sind bereits im vollen Gange. In Kürze werden die ersten Einladungen ergehen und zur Mitarbeit aufrufen.

Die gegenwärtigen wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse haben unvermeidlich einen gesundheitlichen Niedergang des arbeitenden Volkes zur Folge, dem Kongress kommt deshalb eine große Bedeutung zu. Er hat sich vor allem zur Aufgabe gestellt, die wertvolle Bevölkerung zur Bestimmung ihres gesundheitlichen Schicksals aufzurufen und die Grundlage für ein einheitliches Vorgehen aller an der Hebung der Gesundheit des arbeitenden Volkes beteiligten Vereinigungen zu schaffen. Von Reich, Staat und Kommunen wird der Kongress eine Politik fordern, die den „gesunden Menschen“ zum Ziel hat. Der Leitung des Verbandes Volksgesundheit ist es gelungen, sich die Mitwirkung namhafter Referenten zu sichern: Dr. Friedrich Wolf-Stuttgart; Dr. Margarete Siegmund-Dresden, M. d. R.; Dr. Helene Stocker, Vorsitzende des Bundes für Mutter- und Sexualreform, Berlin; Dr. R. Kraut, Direktor der Deutschen Reichshauptstelle gegen den Alkoholismus; Prof. Dr. Grotzahn-Berlin, Prof. der sozialen Hygiene; Dr. med. Julian Marquardt-München; Oberbürgermeister Kimpel-Freiburg; Regierungsmedizinalrat Dr. Boeters-Zwidau i. S.; Prof. Paul Vestring, Vorsitzender des Bundes Entschneiderer Schulförderer; Lehrer Hermann Schmidt-Leipzig; Prof. Dr. Stan Ruzicki, Prof. der Hygiene an der Universität Bratislava (Tschekoslowakei). Auch mit der Zulage des Ernährungsforschers Dr. med. Hindbede-Kopenhagen ist zu rechnen.

Die Verbandsleitung wird sich bei der Einladung der Delegierten namentlich an die in Frage kommenden Gesundheitsorganisationen, Kultur-, Sport- und Jugendverbände, Parteien, Gewerkschaften, Krankenkassen, Landesversicherungsanstalten sowie die zuständigen Reichs- und Landesbehörden und die Kommunen wenden. Den Abschluß des Kongresses soll eine große Volkstagsgebung bilden.

Kleiner Sport.

Fußballkampf München-Berlin. Die Weltspietreife der Berliner Fußballmannschaft nach München, Mailand und Paris begann nicht gerade sehr verheißungsvoll, denn die Vertreter der Reichshauptstadt wurden in München mit nicht weniger als 6 : 1 (3 : 0) Toren geschlagen. Dabei war die Vorstellung der Berliner eine nicht so schlechte, wie das Resultat es ausdrückt. München gewann vorwiegend, ein Ergebnis 4 : 1 hätte den gezeigten Leistungen jedoch eher entsprochen.

Aufkommen mit Totallikator. Der „International Sporting Club“ und der Automobil-Club von Monaco haben die Absicht, bei dem am 6. April in den Straßen von Monaco zum Austrag gelangenden Geschwindigkeitstreffen um den „Großen Preis von Monaco“ einen Totallikatorbetrieb einzurichten. Vom Erfolg wird es abhängen, ob man den Totallikatorbetrieb in Frankreich allgemein bei Automobilrennen einführen wird.

Wintersportlandkarten und -führer. Das Muscum für Leibesübungen besitzt in seiner Bücherei, Berlin W. 8, Wilhelmstraße 91, eine große Anzahl Winterportkarten und -führer über alle deutschen Winterportgebiete, die in den Geschäftsstunden (von 9 bis 3, Sonnabenden von 9 bis 1) eingesehen werden können. Auf Wunsch wird auch an Hand geeigneter Unterlagen Auskunft über Winterportplätze erteilt.

Schneelaufweg im Jugendstammhaus „Rubezahl“. Wie der Amtliche Preussische Pressebericht mitteilt, findet auf Veranlassung des preussischen Ministeriums für Volkswohlfahrt in der Zeit vom 9. bis 18. Januar 1930 im Jugendstammhaus „Rubezahl“ am Spindelpfad im Riesengebirge ein Schneelaufweg für Jugendpfleger und -führer (innen) aus den Ostprovinzen statt. Zugelassen sind 30 Teilnehmer aus den Regierungsbezirken Königsberg, Gumbinnen, Allenstein, Marienwerder, Schneidemühl, Stettin, Köslin, Potsdam, Berlin-Stadt, Frankfurt a. d. O., Breslau und Pommern. Die Leitung liegt in den Händen pädagogisch und stichtisch geschulter Kräfte.

„Proles“, Verein für Körperkultur.

Entsprechend unserer Mitteilung vom Montag, 23. Dezember, sei darauf hingewiesen, daß die Gymnastikstunden nicht in der Friedrichstraße, sondern in der Halle Friedenstr. 31 (Ruhe Landesberger Platz) am Sonnabend, 4. Januar 1930, 20 Uhr, beginnen. Am Neujahrstag um 13 Uhr Treff Bahnhof Warschauer Straße zur Partie nach Hirschgärten. Gäste willkommen. Nähere Auskunft erteilt die Geschäftsstelle Karl Kleinbaum, SO 36, Raumstr. 6, Telefon Weg (E. 4) 2533.

Neue Bücher.

Der Bundeskalender 1930 des Arbeiter-Turn- und Sportbundes ist mehr als ein bloßer Notizkalender. Schon das Kalendarium enthält wichtige Termine aller Kreise. Textlich bringt das Büchlein interessante Aufsätze über die Vereinsbewegung der letzten Jahre und die besonderen Leistungen der Turnsparte. Dazu folgen noch die umfangreichen Angaben über die Höchstleistungen aller Sparten im Bundesgebiet und die Bundesmeister im Fußball, Handball, Rastball, Schlagball, Faustball, Trommelball. Ueber Fußball berichten mehrere Aufsätze mit Tabellen. Auch die Wasserportbewegung wird nicht vergessen. Wenn dann im diesjährigen Kalender noch die Bestimmungen über die Unfallunterstützung, ferner sämtliche ausgeschriebenen Beleggänge an der Arbeiter-Turn- und Sportschule in Leipzig enthalten sind, kann dieser Bundeskalender tatsächlich als einer der besten bezeichnet werden. Adressenmaterial aller Bundes-, Kreis- und Bezirksfunktionäre und Anschriften der Sozialistischen Arbeiter-Sport-Internationale sind vorhanden. Der Kalender ist vom Arbeiter-Turnverlag Leipzig für 1 M. zu beziehen. O. S.

Bundesneue Vereine teilen mit:

Arbeiter-Rad- und Kraftfahrerverband „Sozialist“, Ortsgruppe Groß-Berlin, 13. Januar im Oberbühnenhaus Sozialistenvereinigung Sozialer Arbeiter in Groß-Berlin, Wolfenbüttel Platz: Großmacht „Sozialist“, Berlin-Mitte, Anfang 13 Uhr. Wichtige Beschlüsse in Vorbereitung. Gäste können willkommen sein. Eintritt frei. — 1. Jahrgang, 3. Januar, Finkenberger durch die Wilmersburger, Treffpunkt 13 Uhr Bahnhof Grünau. — Abt. Charakterbau, Generalversammlung, Donnerstag, 2. Januar, 20 Uhr, bei Reimer, Wilmersburger Str. 21. — Nationalsozialistische Reichsbühnen, Donnerstag, 2. Januar, 20 Uhr, Sitzung im Fortuna-Sälen, Stroschauer Str. 2.

